

ALEIDA ASSMANN

This Blessed Plot

Studien
zur englischen
Literatur-
und Kultur-
geschichte



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



ANGLISTISCHE FORSCHUNGEN

Band 447

Begründet von

Johannes Hoops

Herausgegeben von

Rüdiger Ahrens

Heinz Antor

Klaus Stierstorfer



ALEIDA ASSMANN

This Blessed Plot

Studien zur englischen Literatur-
und Kulturgeschichte

Herausgegeben von

INES DETMERS

MICHAEL C. FRANK

ANA SOBRAL

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Vorlage wurde erstellt von Michael C. Frank
mit Unterstützung von Eva Mendez (Konstanz)
und Kristina Mundt (Düsseldorf)

ISBN 978-3-8253-6391-8

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2016 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Inhalt

Vorwort der HerausgeberInnen	7
------------------------------------	---

I. FRÜHE NEUZEIT

1. „This blessed plot, this earth, this realm, this England“. Zur Entstehung des englischen Nationalbewusstseins in der Tudorzeit	15
2. Let it be. Kontingenz und Ordnung in Schicksalsvorstellungen bei Chaucer, Boethius und Shakespeare	41
3. Der Eigen-Kommentar als Mittel literarischer Traditionsstiftung. Zu Edmund Spensers <i>The Shepheardes Calender</i>	61
4. Die bessere Muse. Zur Ästhetik des Inneren bei Sir Philip Sidney	79
5. Erinnerung und Erwählung. Zwei Modelle von Nationsbildung im England des 16. und 17. Jahrhunderts	99
6. Vom vormodernen zum modernen Zeitregime: Shakespeare und Milton	113
7. Geister, Gespenster, Dämonen bei Shakespeare und Milton	125
8. Späthumanismus im Zeitalter der Konfessionalisierung. John Milton und Thomas Browne	141
9. Die Träume von Adam und Eva im Paradies	151

II. AUFLÄRUNG UND ROMANTIK

1. Festen und Fasten. Zur Kulturgeschichte und Krise des bürgerlichen Festes	167
2. Der Sammler als Pedant. Skizzen eines Typus bei Thomas Overbury, Jean de La Bruyère, Joseph Addison	189
3. „Opting in“ und „Opting out“. Konformität und Individualität in den poetologischen Debatten der englischen Aufklärung	201

4. Wordsworth und die romantische Krise. Das Kind als Vater	215
5. Römische Ruinen in der englischen Romantik	231
6. Weltende und Spätzeit in Texten von Thomas Browne und Walter Pater	247
7. Fluchten aus der Geschichte. Die Wiedererfindung von Tradition vom 18. bis zum 20. Jahrhundert (Jonathan Swift, Alexander Pope, T. S. Eliot)	261

III. MODERNE

1. Pan, Paganismus und Jugendstil	279
2. Die Bedeutung der Zeit in der englischen Moderne	297
3. Das Gedächtnis der Moderne am Beispiel von T. S. Eliots <i>The Waste Land</i>	319
4. Verhaltenslehre der Kälte in T. S. Eliots Drama <i>The Cocktail Party</i>	337
5. Der Sturz vom Parnass: Die De-Kanonisierung Ezra Pounds	353
6. Joyces Dublin	373

Nachwort von Aleida Assmann	385
-----------------------------------	-----

Nachweise	387
-----------------	-----

Personen- und Werkregister	391
----------------------------------	-----

Vorwort der HerausgeberInnen

Das vorliegende Buch vereint erstmals die wichtigsten deutschsprachigen Aufsätze Aleida Assmanns aus dem Bereich der Anglistik. Eine solche Anthologie ist seit langem überfällig. Denn zum einen hat Aleida Assmann in ihrer Karriere das seltene Kunststück vollbracht, neben ihren (vor allem in jüngerer Zeit) zahlreichen Monographien noch weitaus zahlreichere Beiträge zu Sammelbänden und Zeitschriften zu verfassen, wobei sie oftmals ganz eigene Gegenstände erschloss. Anstatt im vertrauten Terrain ihres jeweils aktuellen Großprojekts zu verweilen, nutzte sie die kleinen Schriften dazu, eine Vielzahl anderer Interessen zu verfolgen. Leider widerfuhr manchen dieser Essays das Schicksal, das allen derartigen Veröffentlichungen droht: In der Flut von wissenschaftlichen Neuerscheinungen sind Aufsatzsammlungen stets in Gefahr, unterzugehen. Und so enthält *This blessed plot* zwar einige Texte, die viel zitiert wurden – gewissermaßen die ‚Hits‘ auf dieser ‚Best of‘-Zusammenstellung –, daneben aber auch diverse Aufsätze, die aufgrund ihres Publikationsorts (oder vielmehr ihrer Publikationsart) etwas ins Abseits geraten sind, obgleich sie einen ebenso wichtigen Forschungsbeitrag leisten. Sie verdienen eine größere Aufmerksamkeit.

Zum anderen entstammen die hier versammelten anglistischen Studien in der Mehrzahl interdisziplinären Publikationen. Das hat dazu geführt, dass sie zum Teil ausgerechnet Aleida Assmanns unmittelbaren FachkollegInnen unbekannt blieben, wohingegen sie in fachfremden Kontexten durchaus wahrgenommen wurden. Diese Rezeptionsgeschichte liegt auch in Aleida Assmanns Ausnahme-Status als Anglistin begründet, die einer breiten und zunehmend internationalen Leserschaft primär als eine Kulturwissenschaftlerin bekannt ist, deren Name eng mit der Erforschung des kulturellen Gedächtnisses in Verbindung steht. Seit der Veröffentlichung ihrer *Erinnerungsräume* im Jahre 1999 ist Aleida Assmann am häufigsten und am weitesten sichtbar als eine Koryphäe im Gebiet der deutschen und europäischen Erinnerungsdebatten in Erscheinung getreten. Das bezeugen neben einem (abgelehnten) Ruf auf eine germanistische Professur in Yale zahlreiche bedeutende Ehrungen und Auszeichnungen, darunter 2014 der Heineken-Preis für Geschichte, verliehen von der Königlich-Niederländischen-Akademie der Wissenschaften. Außer mit Germanistik und Geschichtswissenschaft berühren sich Aleida Assmanns Arbeiten mit Medienwissenschaft, Soziologie, Psychologie sowie sämtlichen anderen Disziplinen, die an der Gedächtnisforschung teilhaben oder verwandte kulturwissenschaftliche Fragestellungen und Methoden verfolgen.

Angesichts dieser fächerübergreifenden und weit über den universitären Kontext hinausgehenden Wirkung ihrer Arbeiten kann man leicht übersehen, dass Aleida Assmann ihre gesamte akademische Laufbahn hindurch eine passionierte Anglistin geblieben ist, die die englische Literatur und Kultur nicht nur in der Lehre kontinuierlich und intensiv bearbeitet, sondern auch in ihrer Forschung nie aus den Augen verloren hat. Diese Anthologie soll dazu beitragen, Aleida Assmann auch jenseits ihrer

beiden Qualifikationsschriften als Anglistin (wieder) zu entdecken.¹ Denn der Anglistik ist hier wirklich etwas entgangen.

Doch das vorliegende Buch richtet sich keineswegs nur an LeserInnen mit einem spezifischen Interesse an den Arbeiten Aleida Assmanns. Es bietet zugleich einen ebenso faszinierenden wie facettenreichen Parcours durch die englische Literaturgeschichte und ist deshalb von allgemeinerer fachlicher Relevanz. In ihren kulturhistorisch orientierten Lektüren ruft Aleida Assmann immer wieder Vergessenes in Erinnerung und lässt vermeintlich Vertrautes in neuem Licht erscheinen, indem sie es in überraschenden Konstellationen und unter originellen Gesichtspunkten betrachtet. Dementsprechend richtet sich *This blessed plot* an eine breite, anglistisch interessierte Leserschaft – und ganz ausdrücklich auch an Studierende. Wer die hier versammelten Beiträge liest, dem wird unmittelbar einleuchten, warum Aleida Assmann im Jahr 2011 den Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik überreicht bekam, der zusätzlich zu den wissenschaftlichen Errungenschaften des jeweils geehrten Lebenswerks ausdrücklich auch dessen sprachliche Vorzüge honoriert. Innerhalb von vier Jahrzehnten hat Aleida Assmann einen eigenen Stil perfektioniert, der sich nie bei modischen Jargons angebiedert hat, sondern konsequent auf Prägnanz und Luzidität setzte. Diese Vorzüge sind sicherlich ein wichtiger Faktor ihres Erfolges – und erklären auch die große Beliebtheit ihrer *Einführung in die Kulturwissenschaft* bei Studierenden.² *This blessed plot* stellt gleichsam das literatur- und kulturgeschichtliche Pendant zu diesem (ebenfalls mit anglistischen Beispielen arbeitenden) theoretischen Einführungsbuch dar.

Die hier präsentierten Studien sind in einem Zeitraum entstanden, der von der Mitte der 1970er-Jahre bis in die jüngere Gegenwart reicht. Wir haben die Kapitel bewusst nicht in der Reihenfolge ihres Erscheinens angeordnet, sondern nach der Chronologie der in ihnen behandelten Gegenstände. Auf diese Weise ergibt sich ein durchgängiges Narrativ – mit oftmals überraschend flüssigen Übergängen –, das fast wie eine Monographie gelesen werden kann. Es bietet einen Überblick über Schlüsselepochen und -texte der englischen Literatur. Die drei Abschnitte des Buches widmen sich schwerpunktmäßig jeweils der Frühen Neuzeit (Teil I), der Aufklärung und Romantik (Teil II) sowie der Klassischen Moderne (Teil III). Diese chronologische Anordnung soll einerseits die Orientierung im weiten Feld der englischen Literaturgeschichte erleichtern; andererseits gestattet sie es, Epochen-spezifische Akzente zu setzen, ohne dabei übergreifende thematische wie formalästhetische Traditionslinien preiszugeben.

Mit neun Beiträgen ist der erste Teil zugleich der umfangreichste. Die Untersuchungen laufen thematisch auf den zentralen Aspekt der Nationenbildung zu, der aus den

¹ Aleida Assmanns Dissertationsschrift widmete sich dem Fiktionsbegriff in der englischen Literatur der frühen Neuzeit; vgl. Aleida Assmann: *Die Legitimität der Fiktion. Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Kommunikation*, München 1980. Die Publikationsfassung ihrer Habilitationsschrift kombinierte eine theoretische Reflexion des kulturellen Gedächtnisses u.a. mit anglistischen Fallstudien (etwa zu den Historien William Shakespeares); Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999 (5., durchges. Aufl. 2011).

² Aleida Assmann: *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*, Berlin 2006 (3., neu bearb. Aufl. 2011).

Blickwinkeln so unterschiedlicher Autoren wie Geoffrey Chaucer, Boethius, William Shakespeare, Edmund Spenser, Sir Philipp Sidney und nicht zuletzt John Milton beleuchtet wird. Diese Dichter und ihre heterogenen Werke decken zugleich eines der wichtigsten Interessengebiete ab, das Aleida Assmann seit Beginn ihres Studiums der englischen Literaturwissenschaft 1966 in Heidelberg und dann im Verlauf ihres akademischen Wirkens an den Universitäten Mannheim und Konstanz kontinuierlich beschäftigt hat: die Frage nach dem Beitrag der Dichtung zur nationalen Traditionsbildung und Identitätsfindung.

Am Anfang steht mit „*This blessed plot, this earth, this realm, this England*“ ein Beitrag, der gleich in mehrfacher Hinsicht programmatisch ist. Dem berühmten Shakespeare-Stück *Richard II* entlehnt, verdankt sich der Obertitel der vorliegenden Sammlung dieser suggestiven Referenz. Sie markiert den historischen Punkt, an dem die Untersuchungen einsetzen, und verweist ferner auf das 16. Jahrhundert als Initialmoment eines aufkommenden und wachsenden Nationalbewusstseins. Im Anschluss daran schlägt *Let it be* analytisch einen Bogen von Chaucer zu Shakespeare und spielt den facettenreichen Prozess der (nationalen) Traditionsbildung mit Blick auf die Umbrüche der Frühen Neuzeit durch. Während die folgenden Untersuchungen zu Spenser und Sidney ihr Augenmerk auf Formen und Funktionen literarischer Traditionsbildung im engeren Sinne richten, sucht die Studie *Erinnerung und Erwählung* über Shakespeares Historiendrama *Henry V* und Miltons Abhandlung zur Glaubens- und Pressefreiheit *Areopagitica* die Vorgeschichte des „Erfolgsmodells“ der modernen Nation auf, das erst im 19. Jahrhundert zur vollen Blüte kommen sollte. Die dort gewonnene Einsicht, dass das Zusammenwirken von kulturellem Gedächtnis und Religion für die Entwicklung eines Nationalbewusstseins konstitutiv ist, entfalten die abschließenden vier Beiträge in Richtung der Grundlegung und Ausbildung eines „modernen Zeitregimes“ im Spannungsfeld von Eigenem und Fremdem. So werden in *Geister, Gespenster, Dämonen* übernatürliche Erscheinungen als literarische Figurationen eines unterdrückten kollektiven Wissens diskutiert, das den Übergang der englischen Gesellschaft vom paganen Polytheismus zum christlichen Monotheismus veranschaulicht. Dieser Wandel prägt auch die Überlegungen zur ‚fremden Moderne‘ in *Späthumanismus im Zeitalter der Konfessionalisierung* sowie den Beitrag *Die Träume von Adam und Eva*, der Miltons *Paradise Lost* einer fruchtbaren Re-Lektüre unterzieht.

Die sieben Studien des zweiten Teils wenden sich den Epochen von Aufklärung und Romantik zu. Den Einstieg bilden zwei Beiträge, die unter den Obertiteln *Festen und Fasten* und *Der Sammler als Pedant* in literarischen Texten Kulturtechniken auf- und nachspüren, welche im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts einem tiefgreifenden Wandel unterworfen waren. Die folgende Untersuchung „*Opting in*“ und „*Opting out*“ widmet sich poetologischen Debatten der Zeit und präpariert im Zuschnitt auf die titelgebenden Konzepte Diskursstrategien bürgerlicher Identitätsfindung heraus, die wahlweise über eine Aneignung oder Ablehnung aristokratischer Normen- und Werterepertoires – buchstäblich – ins Werk gesetzt werden. Die drei folgenden Studien richten den Fokus auf die Romantik und erkunden mit Blick auf die Lyrik als tragende Gattung dieser wechselvollen Epoche deren besondere Beziehung zu kulturellen Praktiken der Traditionsbildung und -brechung. So nimmt der Beitrag *Wordsworth und die romantische Krise* den Vers „the Child is father of the Man“ als gleichermaßen poetischen wie programmatischen Ausgangspunkt für die Entfaltung der traditionsstiftenden kulturellen

Konzepte ‚Generation‘ und ‚Genealogie‘. In *Römische Ruinen in der englischen Romantik* arbeitet Assmann in Analysen zu Percy B. Shelleys Elegie *Adonais* und Lord Byrons *Childe Harold's Pilgrimage* ein Bild von Rom heraus, das sich auf Ruinen als „Momente der Vergeblichkeit“ konzentriert und das alte Rom so als „Friedhof der Kultur“ (wieder)erstehen lässt. Ausgehend vom Begriff des *saeculum* – verstanden als semantisches Palimpsest, das unterschiedliche Bedeutungen von ‚Zeiten(w)ende‘ birgt – kreist die Studie *Weltende und Spätzeit* mit Blick auf *Urne-Burial* und *Marius the Epicurean* die Epochenschwellen zum 18. und 20. Jahrhundert im Sinne ästhetischer Orte eines je eigenen *fin de siècle* ein. Der übergreifende Zusammenhang von Zeit und Tradition, der sich als roter Faden durch sämtliche Beiträge zieht, bestimmt auch den Essay *Fluchten aus der Geschichte*, mit dem der zweite Teil schließt. In einem Längsschnitt vom 18. zum 20. Jahrhundert werden hier (kultur)poetische Formen und Funktionen einer *reinvention of tradition* anhand zentraler Texte von Jonathan Swift, Alexander Pope und T. S. Eliot diskutiert.

Letzterer Beitrag schlägt zugleich einen Bogen zum dritten Teil, in dem sich sechs Studien mit dem weiten Themenfeld ‚Zeit und Erinnerung‘ in der Epoche der Klassischen Moderne befassen. Eingeleitet wird diese Sektion von der Studie *Pan, Paganismus und Jugendstil*, die den Zeitrahmen der Moderne zur Vergangenheit hin überschreitet und damit wie ein Brennglas wirkt, das die vorherigen Diskussionen zur Frühen Neuzeit, der Aufklärung und zum *fin de siècle* konzentriert aufnimmt und daraus weitere fruchtbare Ansätze generiert. Als Beispiel wird die künstlerische und literarische Rezeption der mythologischen Figur des Pan in Werken um 1900 herangezogen, die den (abendländischen) Rationalismus als gleichermaßen philologisches wie philosophisches Dilemma veranschaulicht. Daran anschließend eruiert der Beitrag *Die Bedeutung der Zeit in der englischen Moderne* Widerstände modernistischer Autoren gegen chronometrische Konzeptualisierungen von Zeit als Ausgangspunkt eines ganzen Spektrums innovativer Formen des Zeit-Erzählens. Dazu zählen Virginia Woolfs Experimente mit dem „Zersprengen von Zeit“ in *Orlando* ebenso wie Ezra Pounds imagistische Einhegung des Augenblicks in seinem Haiku *In a Station of the Metro*, James Joyces Entwicklung der Epiphanie als Modus zeitreflexiven Erzählens im *Ulysses* ebenso wie T. S. Eliots Versuche einer „Neuordnung der Zeit“ in seinem Langgedicht *Four Quartets*. Eliots Arbeiten bilden auch die zentralen Gegenstände der beiden folgenden Studien, *Das Gedächtnis der Moderne* und *Verhaltenslehre der Kälte*, die das Verhältnis von Tradition, Innovation und Gedächtnis als entscheidendes Anliegen der Moderne herausarbeiten. Während Eliots Rolle als Vorreiter der Moderne in seiner Zeit wie innerhalb der Literaturgeschichtsschreibung gefestigt ist, kann in Bezug auf Ezra Pound von einem besonderen Fall von De-Kanonisierung gesprochen werden. Wie die Kapitelüberschrift *Der Sturz vom Parnass* bereits verdeutlicht, geht es in dem betreffenden Aufsatz um die politisch motivierte Diskreditierung Pounds während der 1980er-Jahre, die zugleich, so Assmann, „die komplexe Dialektik der Moderne“ illustriert. Den Schlusspunkt dieser *tour de force* durch die politischen und ästhetischen Erinnerungslandschaften der Klassischen Moderne bildet ein Beitrag zu *Joyces Dublin*. Im Fokus steht die irische Hauptstadt als komplexer *lieu de mémoire* in der und für die einzigartige Literatur von Joyce.

In ihrer Gesamtheit veranschaulichen die Beiträge die Bedeutung von Literatur als einem unverzichtbaren Archiv, das mannigfaltige kulturwissenschaftliche Einblicke und

Erkenntnisse ermöglicht: Es gibt Auskunft über (literatur)ästhetische Trends und deren Transformationen; zugleich weist und eröffnet es Wege über Raum- und Zeitgrenzen hinweg in eine Vergangenheit, die unsere Gegenwart – wie breit, schnelllebig oder zerstreut diese auch immer sein mag – unmittelbar und aufs tiefste berührt. So gesehen speist sich der sprichwörtliche *blessed plot* des anglophonen Imaginären aus Motiven und Mythen früherer Epochen, um sich im fortdauernden Prozess des Wiederlesens und Weiterschreibens durch die kreative Arbeit an literarischen Texten zu entfalten. Möchte man abschließend Aleida Assmanns Leistungen für ein besseres und tieferes Verständnis der englischen Literatur auf einen Nenner bringen, so bietet sich folgendes Zitat an: „Dieses Inventar an Bildern und [...] Bedeutungen ist nie geschlossen. Für den auf die Welt gerichteten emblematischen Blick gibt es kein Ende der sinnhaften Anschauung.“³

*

*

*

Es ist keine Floskel, wenn wir sagen, dass der vorliegende Band in dieser Form niemals hätte realisiert werden können, wenn wir nicht die tatkräftige Hilfe verschiedener geschätzter MitstreiterInnen erhalten hätten, die uns in jeweils unterschiedlichen Entstehungsphasen des Buches unterstützten.

An erster Stelle unserer Dankesliste steht niemand geringeres als Jan Assmann. Er brachte das gesamte Publikationsprojekt ins Rollen und hat es in seiner frühesten Phase entscheidend geprägt. Darüber hinaus stellte er den Kontakt zum Verlag her. Dies geschah im Zuge heimlicher Vorbereitungen zu Aleida Assmanns 65. Geburtstag im Frühjahr 2012. Fünf Jahre zuvor war die Festschrift *Arbeit am Gedächtnis. Für Aleida Assmann* erschienen.⁴ Deren HerausgeberInnen waren sich einig, dass nun kein einfacher Fortsetzungsband nachgelegt werden sollte. Stattdessen entstand die Idee, Aleida Assmann mit einer Sammlung ihrer eigenen Aufsätze zu beschenken. Es folgten mehrere konspirative Treffen in Konstanz, an denen Jan Assmann zusammen mit Janine Firges und Michael Frank die erste (später von Aleida Assmann geringfügig revidierte) Textauswahl traf.⁵ Janine Firges hat dabei die Grundlagen für alle weiteren Arbeiten gelegt, indem sie nicht nur den Inhalt des Buches mitkonzipierte, sondern auch die ausgewählten Texte in digitalisierter Form zusammentrug.

Der zweite Arbeitsschritt bestand in der ausgesprochen mühsamen Übertragung der PDF-Dateien in „Word“-Dokumente, die weiterbearbeitet werden konnten. Diese Herkulesaufgabe stemmte Eva Mendez (mit Unterstützung von Janine Quinger). Eva

³ Aleida Assmann: *Im Dickicht der Zeichen*, Berlin 2015, S. 48.

⁴ Michael C. Frank und Gabriele Rippl (Hg.): *Arbeit am Gedächtnis. Für Aleida Assmann*, München 2007.

⁵ Aleida Assmanns Aufsätze (es handelt sich um mehrere hundert!) sind so zahlreich und erforschen so viele verschiedene Felder, dass bei diesen Treffen letztlich nicht nur der hier vorliegende anglistische Band konzipiert wurde, sondern auch das inzwischen bei Suhrkamp erschienene Buch *Im Dickicht der Zeichen* (Anm. 3), in welchem Aleida Assmann Aufsätze zu Semiotik, Hermeneutik und der Geschichte des Lesens in eine zusammenhängende Monographie umgearbeitet hat.

Mendez besorgte überdies die erste Korrektur des so entstandenen Manuskripts sowie dessen Umgestaltung nach Verlagsvorgaben, wobei sie auch unzählige bibliographische Referenzen vereinheitlichen musste (assistiert von Olga Sachartschuk, Lia Techand, Janine Quinger und Jasmin Bieber).

Letztere Aufgabe wurde in einem dritten Arbeitsschritt an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf fortgeführt und abgeschlossen. In akribischer Arbeit schlossen Kristina Mundt und Denise Schlichting letzte bibliographische Lücken und brachten sich darüber hinaus als Lektorinnen ein. Zuvor hatte an der Universität Zürich Michiel van Gulpen bei der Einholung von Abbildungsrechten und digitalen Abbildungsvorlagen geholfen. Erst nach diesen wichtigen letzten Schritten konnte die Druckvorlage erstellt werden. Den Index erarbeiteten auf dieser Grundlage Kristina Mundt und Denise Schlichting.

Wir möchten allen hier genannten Personen für ihre großzügige und kompetente Mitarbeit an diesem Publikationsprojekt ganz herzlich danken; es war ein Privileg, unter so angenehmen Voraussetzungen an dem Buch arbeiten zu können.

Ein ganz besonderer Dank geht schließlich von den HerausgeberInnen persönlich an Aleida Assmann. Dieses Buch entstand zum Abschluss unserer gemeinsamen Konstanzer Zeit – ist aber zugleich ein Zeichen unserer bleibenden Verbundenheit.

Ines Detmers, Michael C. Frank und Ana Sobral

TEIL I:

FRÜHE NEUZEIT

KAPITEL 1

„This blessed plot, this earth, this realm, this England.“ Zur Entstehung des englischen Nationalbewusstseins in der Tudorzeit

That State or Kingdome that is in league with
all the world, and hath no forraine sword to
vexe it, is not halfe so strong or confirmed to
endure, as that which liues every houre in
feare of inuasion.

Thomas Nashe, *Pierce Penilesse* (1592)

In einem besonderen Sinne darf man von der Literatur als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ sprechen. So sind Handlungen, die realiter mit dem Schwert ausgeführt wurden, symbolisch mit der Schreibfeder beantwortet worden. Ein Plinius-Übersetzer der Renaissance verstand sein Werk als einen verspäteten Ausgleich für die römische Invasion, und er war stolz darauf, „to triumph now over the Romans in subduing their literature under the dent of the English pen, in requitall of the conquest sometime over this Island, atchieved by the edge of their sword“.¹ Die Funktionsgleichung von Schwert und Feder ist eine pointierte Art, das Verhältnis von Politik und Literatur zu bestimmen. Man mag darin wiederum eine literarische Waffe sehen dürfen und sie stillschweigend dem Inventar überzogener Topoi zurechnen, mit denen die Literaten ihre notorische Belanglosigkeit polemisch zu kaschieren pflegen. In Wahrheit erstreckt sich aber zwischen diesen Polen der Ohnmacht und der Allmacht ein weites Feld für die politische Funktion von Literatur.

In der frühen Neuzeit traute man den Dichtern eine aktive Rolle bei der Staatenbildung zu.² In der Tat fällt in der formativen Phase der Staats- und Nationsbildung der Literatur eine wichtige Rolle zu, die von Historikern und Sozialwissenschaftlern

¹ Philemon Holland: *Preface to Pliny's Natural History* [1601], in: *The English Renaissance. An Anthology of Sources and Documents*, hg. von Kate Aughterson, London 2002, S. 309-311, hier: S. 311.

² Thomas Lodge: *Defence of Poetry* [1579], in: *Elizabethan Critical Essays*, hg. von G. Gregory Smith, 2 Bde., London 1967, Bd. 1, S. 61-86, hier: S. 77: „Lo now you see that the framing of common welthes, and the defence therof, proceedeth from poets, how dare you therfore open your mouth against them? how can you dispraise the preseruer of a countrie?“

vielfach übersehen wird. Im Folgenden wird zu untersuchen sein, welchen Anteil die Literatur – im weitesten Sinne von Schrifttum überhaupt – an der Ausbildung der englischen Nation im 16. Jahrhundert hatte. Im ersten Teil werden einige politische und soziale Voraussetzungen der englischen Nationsbildung zur Sprache gebracht und diese, soweit dies möglich ist, im Spiegel der Literatur geschildert. Der zweite Teil ist dem Problem der Nationalkultur, und zwar in den drei Dimensionen der Sprache, der Literatur und der Geschichte, gewidmet. Am Schluss steht die Frage nach den Bedingungen für unterschiedliche Steigerungsformen von Nationalbewusstsein im Wechselverhältnis von Identität und Alterität.

Voraussetzungen der englischen Nationsbildung

Separation und Integration

Von welchem Zeitpunkt an macht es Sinn, den Namen Englands mit Begriffen wie Staat und Nation zu verbinden? Britannien war eine römische Provinz, die angelsächsische Periode war eine Extension des christlichen und feudalen Europas, und in normannischer Zeit war die Insel ein Teil des westfränkischen Reichs. Obwohl seit Chaucers Zeiten deutlich eine Entwicklung in Richtung auf eine bodenständige englische Kultur in Gang kam, blieb die englische Geschichte im Spätmittelalter noch ein integraler Bestandteil der europäisch-französischen Geschichte. Erst nach dem Hundertjährigen Krieg, in dem die Häuser von Paris und London um die westfränkische Herrschaft konkurriert hatten, endete der englische Anspruch auf den französischen Königstitel. Die englische Herrschaft konzentrierte sich von nun an auf das Inselterritorium.³ Diese historische Zäsur ist in ihren Konsequenzen kaum zu überschätzen. Mit der *Separation*, der Entflechtung Englands aus dem genealogischen und territorialen Netz des mittelalterlichen Europas, war eine entscheidende Voraussetzung für die Entstehung autonomer Territorialstaaten geschaffen. ‚La France‘, das Hoheitsgebiet der Herren von Francien, und das Inselgebiet bestanden fortan nebeneinander; sie entwickelten ihre je eigene Geschichte, eigene Institutionen sowie eine eigene Sprache und Literatur.⁴ Nicht überschätzt werden darf jedoch die geopolitische Lage Englands als „precious stone set in the silver sea“.⁵ Es wird zu zeigen sein, dass die schiere räumliche Abkoppelung noch kein hinreichender Impuls zur Nationsbildung ist. Die Nation entstand erst im Diskurs einer bewussten Distinktion, ein Vorgang, der gerade nicht *splendid isolation*, sondern

³ Noch Heinrich VIII. verausgabte sich in Kriegen gegen Frankreich; Calais, die letzte Position Englands auf dem Festland, fiel im Jahre 1558.

⁴ Zur Auseinander-Entwicklung von Frankreich und England und den dabei bestimmenden soziologischen Mechanismen vgl. Norbert Elias: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Bd. 2: *Wandlungen der Gesellschaft; Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation* [1939], Frankfurt a.M. 1997, S. 188-213.

⁵ William Shakespeare: *The Tragedy of King Richard the Second*, in: ders.: *The Norton Shakespeare. Based on the Oxford Edition*, hg. von Stephen Greenblatt u.a., New York/London 1997, S. 952-1014, hier: S. 967 (II.1, 46).

ein enges Polaritäts- und Konkurrenz-Verhältnis mit anderen europäischen Nationen voraussetzt.

Mit der Separation der Herrschaftsbereiche auf Insel und Festland sind also noch keineswegs automatisch ein englischer Staat und eine englische Nation geboren. Beide sind erst das Ergebnis eines nun einsetzenden mühsamen Prozesses der *Integration*. Ein erster Schritt der Integration gelang Heinrich VII., der 1485 nach dreißigjährigem Bürgerkrieg die rivalisierenden Häuser der weißen und der roten Rose in der Tudor-Rose vereinigte und nach einer friedlichen Regierungszeit von 24 Jahren die Krone seinem Sohn und legitimen Nachfolger, Heinrich VIII., übergab. Ein Staat im neuzeitlichen Sinne setzt voraus, dass ein Gebiet höherer Größenordnung unter einer Herrschaftsapparatur zusammengefasst wird. Dazu gehören das Steuer- und Gewaltmonopol sowie eine Zentralisierung der Administration. Eine besondere Funktion fiel dabei den sogenannten „Justices of Peace“ zu, die als Vertreter der Krone in den einzelnen Bezirken einigermaßen selbstherrlich für Recht und Ordnung zu sorgen hatten. Zu den langfristigeren Faktoren der Integration gehörte vor allem aber die Großstadt London als wirtschaftliches Zentrum mit einem expandierenden Markt sowie die Verbesserung der Transport- und Kommunikationswege.

Norbert Elias hat gezeigt, dass Staatsbildung, also der Prozess der Zentralisierung, begleitet und untermauert wird von einem Prozess der Zivilisation, worunter er den „Zwang zum Selbstzwang“ versteht.⁶ Dem äußerlichen Integrationsprozess korrespondiert ein innerer Subordinationsprozess, ohne den kein größerer Gesellschaftsverband langfristig und stabil regierbar ist. In der Tat wird auch in England die Staatsbildung von einer reichhaltigen Erziehungsliteratur begleitet, die die neuen Standards des gesellschaftlichen Wohlverhaltens einschleifen soll.⁷ Es gibt jedoch noch einen anderen, nicht weniger entscheidenden Integrationsfaktor: die Ausbildung einer nationalen Kultur. *So wesentlich die Zivilisierung für die Staatsbildung ist, so wesentlich ist die Kulturalisierung für die Nationsbildung.* Im einen Falle wird Integration durch einen allgemeinen Standard der Domestikation erreicht, im anderen Fall durch gemeinsame Partizipation an einer nationalen Identität. Im Widerspruch zu solchen Stimmen, für die die Entstehung der englischen Nation nicht weiter erklärungsbedürftig ist und die mit Selbstverständlichkeit von einer englischen Nation bereits zu Chaucers Zeit sprechen – „England was already organized as a nation and conscious of her nationhood“ schreibt Trevelyan⁸ –, möchte ich zeigen, dass der Gründung des englischen Staates durch die Tudor-Monarchie die Gründung einer englischen Nation folgte.

⁶ Elias: *Über den Prozess der Zivilisation* (Anm. 4), S. 188-213.

⁷ Die Erziehung setzt nicht, wie man vermuten könnte, bei den unteren Schichten, sondern ganz oben an der Spitze der Gesellschaft an. Der erste, der erzogen werden muss, ist der König. Bereits im 16. Jahrhundert können wir verfolgen, wie ein Weg von der Prinzerziehung zur Höflingererziehung und von dort zur Erziehung des Bürgertums, also zur allmählichen Verbreiterung gewisser Verhaltensstandards führt.

⁸ „In Chaucer's time the English people first clearly appear as a racial and cultural unit.“ Ein paar Sätze weiter liest es sich allerdings etwas vager: „It is true that there was nothing sudden in this growth of our distinctive nationhood“ (George Macaulay Trevelyan: *Illustrated English Social History. Vol. 1: Chaucer's England and the Early Tudors*, London 1965, S. xv f.).

Die Staatsgründung

Es gibt ein literarisches Dokument, in dem sich das politische Geschehen der Staatsgründung spiegelt. Es stammt aus dem Jahre 1534, dem dramatischen Höhepunkt in Heinrichs VIII. Kampf um die absolute weltliche und kirchliche Macht. Es ist das Jahr, in dem der König jeden neuen Handlungsschritt durch ein neues Gesetz stützen musste. In dieser Situation gab es nur die Alternative zwischen unbedingter Gefolgstreue und Widerstand. Zum Widerstand zählte Sir Thomas Morus, der ein halbes Jahr später wegen Hochverrats hingerichtet wurde, zu den Gefolgstreuen zählte der Bischof John Bale, aus dessen Feder *King John*, das erste englische Historiendrama, stammt.

Die neue Gattung war zunächst ein Instrument offizieller, politischer Propaganda, bevor sie zwei Generationen später durch Shakespeare zur höchsten Kunstform avancierte. In ihr wurden die Denkmäler eines nationalen Geschichtsbewusstseins geschaffen. Das historische Schicksal des König Johann wurde von Bale martyrologisch umgedeutet; an Johanns Schwäche und Scheitern wurde Heinrichs Stärke und Triumph offenbar. Drei Viertel des Stücks schildern, wie der schwache König einer Verschwörung von Adel, Klerus und Zivilbeamten zum Opfer fällt. Unter der Führung von Seditio, der Personifikation für Revolte, sinnen die drei Stände auf private Bereicherung, auf Macht und Betrug. Als passiv und willenlos erscheint auf der Bühne die Gestalt Commonality, die die recht- und mittellose Einwohnerschaft Englands repräsentiert; blind und verarmt wie sie ist, kann sie dem König nicht beistehen. Im letzten Viertel schwingt das Rad herum. In dem Augenblick, wo Johann sein Leben aushaucht, tritt als Transfiguration das wiederhergestellte Königtum auf, jedoch nicht in *einer*, sondern in *zwei* Gestalten: Verity und Imperial Majesty.

Es ist signifikant, dass hier neben der absoluten Macht auch noch die Wahrheit als herrscherliches Attribut erscheint. Man versteht den politischen Gehalt des Stückes erst, wenn man sieht, dass die Wahrheit als Scharnier des Umschwungs eine Doppelrolle spielt. Sie entlarvt mit einem Streich die Verschwörung der römischen Kirche und entzieht ihr damit ihre Macht. In dieser Rolle verkörpert sie *Aufklärung* und *Befreiung*. Sie kämpft gegen Magie und Hypnose, Bilderkult und Aberglauben, sowie jegliche Form der Unmündigkeit, aus der die katholische Kirche ihre Autorität bezog:

If superstitions and ceremonies from us fall,
Farewell monk and canon, priest, friar, bishop and all!⁹

In ihrer anderen Rolle verkörpert die Wahrheit *Dogma* und *Bindung*. Das klare und verständliche Wort des Evangeliums und der Predigt, das die Wahrheit als Waffe gegen Volksverdummung und -verführung ins Feld führt, wird im selben Zuge an die königliche Autorität gebunden. Der reformatorische Befreiungsimpuls, der auf Individualisierung und (was kein Widerspruch ist) Universalisierung der Wahrheit zielt, wurde in England umgehend wieder blockiert. Das liegt daran, dass Aufklärung hier ein Privileg des Königs und ein strategisches Element im politischen Kampf der Ablösung vom

⁹ John Bale: *King John*, in: *Elizabethan History Plays*, hg. von William A. Armstrong, London 1965, S. 17-87, hier: S. 61.

Papst blieb. Die Doppelrolle der Wahrheit besagt, dass diese der Unabhängigkeit des Königs und zugleich der Abhängigkeit des Untertanen dient. Das Wahrheitsmonopol ging also direkt vom Papst an den König über. Es nahm die Gestalt des Tudor-Königsdogmas an und lautete wie ein offizieller Gesetzestext:

Verity. For God's sake obey, like as doth you befall;
 For, in his own realm, a king is judge over all
 By God's appointment; and none may him judge again
 But the Lord Himself: in this the Scripture is plain.
 He that condemneth a king, condemneth God, without doubt;
 He that harmeth a king, to harm God goeth about.
 He that a prince resisteth, doth damn God's ordinance;
 And resisteth God in withdrawing his affiance.
 All subjects offending are under the king's judgment:
 A king is reserved to the Lord omnipotent.
 He is a minister immediate under God,
 Of His righteousness to execute the rod.
 I charge you, therefore, as God hath charge[d] me,
 To give to your king his due supremacy;
 And exile the Pope this realm for evermore.¹⁰

Im Doppelspiel der Wahrheit, der allegorischen Gestalt eines Historiendramas, spiegelt sich das historische Drama der Staatsgründung. Dieses zerfällt in einen Akt der Separation, die Befreiung von der päpstlichen Autorität, und in einen Akt der Integration, die Bindung der Untertanen durch ein absolutes Gehorsamsgebot. Das mittelalterliche Prinzip der spannungsreichen Allianz von weltlicher und geistlicher Macht, symbolisiert durch Schwert und Zepter, wird von Heinrich zugunsten des absoluten Herrschaftsmonopols der Staatskirche zerschlagen. Verglichen mit dem übrigen Europa fällt an dem englischen Modell eine Neuerung auf: Hier ist die erste religiös definierte Nation in Gestalt einer Theokratie entstanden, während anderswo die Religion entweder eine supranationale (wie im Falle der römisch-katholischen Kirche) oder subnationale Bedeutung hatte (wie im Falle des Protestantismus). Aus dieser besonderen Situation heraus ist es zu verstehen, dass im England des 16. Jahrhunderts Protestantismus und Patriotismus gleichbedeutend sind und dass die befreiende Wahrheit eine *englische Wahrheit* ist. Auf dem Frontispiz eines Buches aus dem Jahre 1545 findet sich das folgende Gedicht, in dem Truth, eine Variante von John Bales Verity, hypostasiert wird:

O Reioyse Englande, be gladde and merie,
 TROTHe ouercommeth thyne enemyes all,
 The Scot, the Frencheman, the Pope, and heresie.
 OVERCOMMED by Trothe, haue had a fall:
 Sticke to the Trothe, and euermore thou shall,
 Through Christ, King Henry, the Boke and the Bowe
 All maner of enemies, quite ouerthrowe.¹¹

¹⁰ Bale: *King John* (Anm. 9), S. 77.

Die neue Allianz von Religion und Politik, von „Christ and King Henry“, „the Boke and the Bowe“ wird durch „Truth“, was hier so viel heißt wie „Staatsdogma“, konsolidiert.

John Bales Drama steht in der Tradition des *political morality play*. In dieser Gattung steht das Schicksal Englands auf dem Spiel, „with good and evil forces grouped on either side of her“.¹² So gibt es im Personarium des Stückes noch eine Gestalt, die dramaturgisch von geringer Bedeutung, für unsere Fragestellung dagegen interessant ist. Es handelt sich um eine allegorische Figur mit Namen England, die auf der Bühne in Witwenkleidern erscheint.¹³ So ohnmächtig sie auch ist, deutet diese Gestalt an, dass das politische Gemeinwesen mehr ist als die Summe seiner Stände. Existiert doch quer zu den sozialen Gruppierungen ein Kollektivbegriff, auf den alle gemeinsam bezogen sind. Die blasse Figur der Witwe England, die noch kaum die Substanz einer sozialen Realität hat, tritt in dem Drama doch als eigentlicher Partner des Königs auf. Ein Partner, der in geschlossener Einheit zu seinem Herrscher steht und bis zum letzten Atemzug in Treue verharnt – „I will not away from mine own lawful king, | Appointed of God, till death shall us depart“¹⁴ –: So wird im aktuellen historischen Moment der Staatsgründung die englische Nation gezeichnet. Die Einheit von Nation und Königtum wird durch einen Schwur befestigt, der dieser Bindung eine sakramentale Weihe gibt.

Auf dieser ersten Stufe der Entwicklung bedeutet Nation die Homogenisierung der Bevölkerung als Untertanenverband eines Königs. Der souveräne Herrscher und der neue Staat sind auf dieses Maß von Integration angewiesen. Das impliziert keineswegs die Nivellierung der sozialen Hierarchie, wohl aber die Herstellung eines sozialen Gleichgewichtes, das keiner einzelnen Gruppe die Chance der Autonomie oder der unkontrollierbaren Machtsteigerung gibt. Eine Nation in diesem Sinne entstand, indem alle Stände dem König durch Gehorsam verpflichtet und die Relikte feudaler Herrschaft, besonders im Norden, gebändigt wurden.

¹¹ Roger Ascham: *Toxophilus. A Treatise on the Art of Shooting with the Bow*, in: ders.: *The Whole Works of Roger Ascham. Now First Collected and Revised, with a Life of the Author. Bd. 2: Letters Continued, and Toxophilus*, hg. von Rev. Dr. Gilles, New York 1965, S. 1-168, hier: Frontispiz.

¹² Irving Ribner: *The English History Play in the Age of Shakespeare*, London 1965, S. 136.

¹³ Auch in anderen Stücken wird England als allegorische Figur in Witwenkleidern dargestellt, z.B. in *Respublica. An Interlude for Christmas 1553. Attributed to Nicholas Udall*, hg. von Walter Wilson Greg, Oxford 1952. Die Witwenkleider zeigen an, dass England durch die Missstände und Interventionen der römischen Kirche von Gott, ihrem rechtmäßigen Gemahl, getrennt ist. Dieses zweifellos kühne Bild gehört in die Metaphorologie der politischen Theokratie, die den gesalbten Herrscher als irdischen Vertreter Gottes begreift.

¹⁴ Bale: *King John* (Anm. 9), S. 53. In *The Tragedie of Gorboduc* von Thomas Sackville und Thomas Norton (London 1561), einem Stück, das eine dynastische Tragödie aus englischer Vergangenheit „moralisiert“, avanciert „England“ zur Zentralfigur und beherrscht bis zum letzten Akt das Geschehen.

Die Nationsbildung

Es ist ein weiter Weg von diesem abstrakten und pragmatischen Begriff von Nation zur Nation als einer Identifikationsfigur. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts sollte die blasse Witwe England ihre Trauergewänder ablegen und zu einer prallen Gallionsfigur des Staates werden. Das heißt, dass die Loyalität, die Heinrich noch mit dem Druck von Dogma und Gesetz auf sich vereinigte, sich nicht mehr ausschließlich an den Souverän, sondern zunehmend an das eigene Land als einen kollektiven Gemeinbesitz heftete. Es entstand ein Bewusstsein nationaler Eigenheit, durch das sich Engländer als Engländer verstehen und identifizieren konnten. Wie kam es zu diesem Nationalbewusstsein? Normalerweise pflegt man von ihm zu sagen, dass es irgendwann „erwacht“. ¹⁵ In Wirklichkeit ist dies die kollektive Anstrengung Vieler, gegebenenfalls auch die planmäßige Konstruktion Weniger. ¹⁶ Wie man sich die Nationalkultur als das Ergebnis einer solchen gemeinsamen Arbeit an der kollektiven Identität vorzustellen hat, ist die Frage, die uns im folgenden Kapitel beschäftigen wird. Zuvor soll auf das Problem der sozialen Voraussetzungen, genauer: auf die Entstehung der Trägerschaft der neuen Nationalkultur, eingegangen werden.

Der Historiker Werner Conze hat zwei historische Typen der Nationsbildung unterschieden, einen mittelalterlichen und einen modernen. Als *mittelalterlichen* Typ bezeichnet er die Adelskriegernation mit monarchischer Spitze: „Nationsbildung hieß Adels- und Kriegerorganisation unter Führung großer Geschlechter, deren eines die Führung übernehmen musste, wenn die Einheit einer zeitgemäß zusammenwachsenden Nation erreicht und gesichert werden sollte.“ ¹⁷ Es handelte sich dabei um ein vorwiegend strategisches Bündnis, das nach innen Schutz gab und nach außen fremden Eroberern widerstand. Ganz anders die Motivation zur *modernen* Nationsbildung, die durch die Parolen der französischen Revolution eingeläutet wurde und im Europa des 19. Jahrhunderts kulminierte. Sie nahm den Charakter einer Bewegung an, die den Abbau „aller ständischen Rechte und Freiheiten zugunsten einer auf der Gleichheit aller Individuen“ beruhenden neuen Herrschafts- und Sozialordnung forderte. ¹⁸

¹⁵ Werner Conze spricht geradezu von einem „Erweckungsnationalismus“. Damit ist die Vorstellung verbunden, die im 19. Jahrhundert eine große Suggestivkraft hatte, dass archaische und latente Traditionsinhalte durch Erinnern, also Erwachen, wieder befreit und zugänglich gemacht werden könnten. Werner Conze: *Ethnogenese und Nationsbildung – Ostmitteleuropa als Beispiel*, in: *Studien zur Ethnogenese* (Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaft Bd. 72), 2 Bde., Opladen 1985, Bd. 1, S. 189-206, hier: S. 202, 204. Vgl. auch Volker Sellin: *Nationalbewusstsein und Partikularismus in Deutschland im 19. Jahrhundert*, in: *Kultur und Gedächtnis*, hg. von Jan Assmann und Tonio Hölscher, Frankfurt a.M. 1988, S. 241-264.

¹⁶ Diesem letzteren Fall geht der Sammelband von Eric Hobsbawm und Terence Ranger (Hg.) nach: *The Invention of Tradition*, Cambridge/New York 1983. Traditionalistische Bewegungen und Wiederbelebungen sind stets von einem Traditionsbruch her bestimmt. Fahnen, Abzeichen, Trachten und Lieder sind häufig die geschaffenen Identifikationssymbole einer verhältnismäßig jungen Vergangenheit.

¹⁷ Conze: *Ethnogenese und Nationsbildung* (Anm. 15), S. 196.

¹⁸ Ebd., S. 199.

Nationalisierung in diesem modernen Sinne beinhaltete Einbeziehung der Unterschichten, parlamentarisch-demokratische Staatsordnung, Assimilierung von Minderheiten und das Bekenntnis zu der einen, unteilbaren Nation.

Wenn wir uns den Verhältnissen im England des 16. Jahrhunderts zuwenden, wird sofort klar, dass hier von einer Nationsbildung weder im mittelalterlichen noch im modernen Sinne die Rede sein kann.¹⁹ Weder haben wir es mit einem Kriegerverband noch mit Volkssouveränität zu tun. Was sich hier binnen weniger Generationen ereignete, war eine schleichende soziale Revolution, die zur *massiven Verbreiterung der kulturtragenden Schicht* führte. Die politische Bedeutung dieser Entwicklung hat Norbert Elias am Schema des „Königsmechanismus“ erläutert. Er meint damit einen balancierten Antagonismus in der sozialen Verflechtungsstruktur, in der sich verschiedene gesellschaftliche Kräfte zugunsten des Zentralherren annähernd die Waage halten. Als Beispiel nennt er die Situation, „in der ein schwächer werdender Adel mit aufsteigenden, bürgerlichen Gruppen [...] rivalisieren muß“.²⁰ Auch andere haben die Bedeutung dieser sozialen Veränderung für die Nationsbildung gesehen; was Elias als Konkurrenzmechanismus darstellt, beschreiben sie als „Eliten-Koalition“.²¹ In der Tat entsteht in

¹⁹ Der moderne Nationsbegriff hat seinerseits eine erhebliche Spannbreite und ist in mindestens zwei Positionen aufzulösen. Nation kann für kulturelle Einheit und Besonderheit unabhängig von der politischen Einheit des Staates stehen; in diesem Sinne definierte Adelung in seinem deutschen Wörterbuch: „Nation, die eingebornen Einwohner eines Landes, so fern sie einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, eine gemeinschaftliche Sprache reden, und in etwas engerem Sinne auch durch eine ausgezeichnete Denk- und Handlungsweise oder den Nationalgeist sich von andern Völkerschaften unterscheiden, sie mögen übrigens einen einigen Staat ausmachen, oder in mehrere verteilt sein“ (Johann C. Adelung: *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders der Oberdeutschen*. Bd. 3: *Von M – Scr*, 4 Bde., Leipzig 1798, S. 439). Nach der Reichsgründung und vor dem ersten Weltkrieg erhielt der Begriff sein prägnant politisches Pathos. Max Weber definierte Nation als eine politische Gemeinschaft, die sich als „Träger einer ‚Staats‘-Idee als der Idee eines unbedingte Hingabe fordernden imperialistischen Machtgebildes“ versteht (Max Weber: *Machtprestige und Nationalgefühl*, in: ders.: *Wirtschaft und Gesellschaft. Abteilung 1: Reden und Schriften. Band 22,1: Gemeinschaften*, hg. von Wolfgang J. Mommsen, Tübingen 2009, S. 65-77, hier: S. 74). Vgl. Horst Günther: *Der Begriff einer deutschen Nation*, in: *Neue Rundschau* 97.4 (1986), S. 137-154, hier: S. 138 f.

²⁰ Elias: *Über den Prozess der Zivilisation* (Anm. 4), S. 252. Der von Elias so genannte „Königsmechanismus“ (ebd., S. 245) ist bereits von Zeitzeugen scharfsichtig analysiert worden. Fulke Greville schrieb über die fürstliche Weisheit Heinrichs VIII.: He „gave the gentry free and safe appeal unto his feet, against the oppressions of the grantees; and found it wisdom, by the stronger corporation in number, to keep down the greater in power: inferring else, that if they should unite, the over-grown might be tempted by still coveting more, to fall – as the angels did – by affecting equality with their Maker“ (Fulke Greville: *The Life of the Renowned Sr. Philip Sidney*, in: ders.: *The Works in Verse and Prose of the Right Honourable Fulke Greville, Lord Brooke*, hg. von Rev. Alexander B. Grosart, 4 Bde., Blackburn 1870, Bd. 4, S. 1-224, hier: S. 70).

²¹ Stein Rokkan: *Nation-Building, a Review of Recent Comparative Research and a Select Bibliography of Analytical Studies*, in: *Current Sociology* 19.3 (1971), S. 7-38, hier: S. 12.

diesem Zeitraum eine starke Interdependenz zwischen der landbesitzenden Schicht der *gentry* und dem Stadtbürgertum. Beide Gruppen profitieren von der raschen Monetarisierung und Kapitalisierung im 16. Jahrhundert, was sie von dem verarmenden Hochadel und den verelendenden Bauern stark unterscheidet.²² Die politisch und wirtschaftlich geförderte Entstehung einer breiten Mittelschicht bedeutete zugleich eine Demokratisierung der Kultur. Pauschal kann man sagen, dass Reformation und Buchdruck wie in anderen Ländern auch zur Nivellierung ständischer Gegensätze und zur Verbreitung gewisser Standards beigetragen haben. Im Einzelnen stellt sich dieser Prozess als ein sukzessiver *Abbau von Partizipationsschwellen* dar. Nach Umstellung auf die Vulgärsprache als offizieller Schriftsprache war vielen der passive und aktive Zugang zum Schrifttum eröffnet, die vorher durch Bildungsschranken ausgeschlossen waren. Dass viele, sobald ihre wirtschaftliche Lage sie in den Stand einer gewissen Muße setzte, von diesen neuen Möglichkeiten Gebrauch machten, wissen wir nicht zuletzt aus den Klagen derer, die diese neue Entwicklung mit Entsetzen beobachteten. Roger Ascham spricht mit Irritation von denen, welche meinen, nur weil sie Englisch reden könnten, dürften sie sich deshalb auch schon das Schreiben anmaßen.²³ John Foxe artikuliert bereits im Jahre 1583 ein Unbehagen, das jedermann kennt, der einen Rundgang durch die Buchmesse hinter sich hat: „books now seem rather to lack readers, than readers to lack books!“ Und er beklagt sich über „this insatiable boldness of many now-a-days both in writing and printing“.²⁴ Foxe selbst hat wie kein anderer zur Erziehung der Massen beigetragen; mit seiner Geschichte der englischen Märtyrer hat er den Bestseller des 16. Jahrhunderts geschrieben. Er hat sein Werk der Königin gewidmet, aber für das gemeine Volk bestimmt. Bei Bale erschien dieses Volk auf der allegorischen Bühne als unmündig, verarmt und blind. Foxe dagegen bediente sich der volkstümlichen Sprache, um dieses Volk zu erreichen: „I considered they were the flock of Christ, and your subjects, who, as they have been long led in ignorance, and wrapped in blindness, for lack especially of God’s word, and partly also for wanting the light of history, I thought pity but that such should be helped, their ignorance relieved, and simplicity instructed.“²⁵

Aber auch in der entgegengesetzten Richtung waren Partizipationsschwellen abzubauen. Für eine im Geschäft der Waffen geschulte Schicht war der Umgang mit Bü-

²² Nach der Säkularisierung der Klöster hatten wohlhabende Londoner Bürger die Möglichkeit, Landbesitz zu erwerben, während „der Adel, der von den Einkünften seiner Güter lebt, der seine Einnahmen nicht entsprechend der Geldentwertung vermehren kann, verarmt“ (Elias: *Über den Prozess der Zivilisation* [Anm. 4], S. 269). Die ärmeren Bauern hatten unter der Eingrenzung von Gemeindeländern („enclosure of commons“) zu leiden. Im Zuge einer rationalisierten und privatisierten Produktion für den Markt verloren sie damit eine wesentliche Basis ihrer Subsistenz.

²³ „And they which had least hope in Latin, have been most bold in English: when surely every man that is most ready to talk, is not most able to write“ (Ascham: *Toxophilus* [Anm. 11], S. 7).

²⁴ John Foxe: *The Acts and Monuments. A New and Complete Edition*, hg. von Rev. Stephen R. Cattley, 8 Bde., London 1841, Bd. 1, S. 521.

²⁵ Ebd., S. 504.

chern nicht standesgemäß. Aus Rittern mussten Höflinge werden, es musste ein neues Ideal eines Gentleman geschaffen werden, mit dessen Selbstbild die Künste und höfischen Lebensformen ebenso wie Bildung und Gelehrsamkeit vereinbar waren. Zu einer Zeit, da immer mehr Staatsbeamte ihre Karriere in Oxford oder Cambridge begannen, versicherte George Pettie, dessen Überzeugung es war, „*that it is Learnyng which accomplisheth a Gentleman*“, allen Edelleuten: „*Alas, you wyll be but vngentle Gentlemen, yf you be no Schollers*“!²⁶ Die nächste erhebliche Schwelle bestand zwischen aristokratischer Schrift-Kultur, die in der abgeschiedenen Privatheit exklusiver Zirkel florierte und ausschließlich in Manuskripten unter Eingeweihten von Hand zu Hand ging, und bürgerlicher Schrift-Kultur, die sich im Medium des Drucks und im Forum einer neuen Öffentlichkeit vollzog. Unzählige Ermutigungen, doch mit der eigenen Produktion auch öffentlich hervorzutreten, verweisen ebenso auf diese Schwelle wie die notorische Unsicherheit über die Autorschaft in den frühen Anthologien.²⁷ Dass man sich so, von unten wie von oben, in der Mitte einer breiten Öffentlichkeit traf, war eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung der englischen Nationalkultur.

Dimensionen der Nationalkultur

Die Sprache

Zu dem Zeitpunkt, als Chaucer seine Werke auf Englisch schrieb, hatte diese Sprache noch keineswegs einen offiziellen Status. Die Sprache am Hofe Richards II. war Französisch, und die Sprache des gelehrten Schrifttums, der Kirche wie der Universitäten, war Latein. Englisch war sozial deklassiert und dem mündlichen Verkehr vorbehalten. Eine Sprache, die nur in der Mündlichkeit existiert, ist notwendig mundartlich. Ihre Beschränkung auf Face-to-Face-Interaktionen schlägt sich in der dialektalen Vielfalt nieder. Sie ist weit entfernt von einem einheitlichen Idiom, das überlokal verständlich und allgemein anerkannt wäre. Zu einer *lingua franca* fehlte dem Englischen zu Chaucers Zeit noch zweierlei: ein allgemeiner Standard und kulturelles Prestige.

a) *Das Problem eines allgemeinen Standards.* – Als einer der ersten hatte sich mit diesem Problem William Caxton auseinanderzusetzen. Er war ein wohlhabender Wollhändler, der die neue Errungenschaft der Druckerpresse auf dem Kontinent gesehen hatte und auf seine alten Tage in Westminster die erste englische Druckerei einrichtete. Die *technische Innovation* des Buchdrucks koppelte er an eine *kulturelle Innovation*: Mithilfe des neuen Mediums etablierte er die Volkssprache als Schriftsprache. Als

²⁶ George Pettie: *The Preface to the Readers*, in: Stefano Guazzo: *The Civile Conversation of M. Steeven Guazzo*, übers. von George Pettie, 2 Bde., New York 1925, Bd. 1, S. 7-12, hier: S. 8 f., kursiv im Original.

²⁷ Im neuen Zeitalter der Buchkultur, so meint Pettie, gibt es zwei Wege zur Unsterblichkeit: „*either to doo thinges woorth the writing, or to write thynges woorthy the readyng*“ (ebd., S. 9, kursiv im Original). Die im Jahre 1600 erschienene Vers-Anthologie *Englands Helicon* bezeugt in der Vorrede an den Leser das Dilemma der Namenszuschreibung im Übergang von mündlicher zu schriftlicher Kultur.

erfahrenem Unternehmer war ihm klar, dass er den neuen Distributionsradius des gedruckten Buches nur voll nutzen konnte, wenn er sich dabei der Vulgärsprache bediente. Caxton, der Drucker, arbeitete in Personalunion mit Caxton, dem Übersetzer. Mit seinem immensen technischen und sprachlichen Fleiß hat er eine kulturelle Schallmauer durchbrochen: „mit den Büchern, die er produzierte, schenkte er seinen Landsleuten jene Sprache, die den Ruhm der englischen Renaissance-literatur ermöglichte.“²⁸

Freilich war zu Caxtons Zeit diese Sprache noch alles andere als ein handliches Geschenk mit der Aufschrift: ‚für die englische Nation‘. Sie war zunächst einmal nichts weiter als ein Desiderat. Im berühmten Prolog zu seiner *Aeneis*-Übersetzung listete Caxton alle Widerstände auf, die dem Ziel einer Einheitssprache im Wege standen:

- der rapide Sprachwandel: Caxton bestätigte nicht nur, dass er das Englisch in alten Büchern nicht mehr verstehen konnte, er fügte auch hinzu, dass sich die gesprochene Sprache bereits innerhalb einer Generation zur Unkenntlichkeit veränderte: „And certaynly our langage now vsed varyeth ferre from that whiche was vsed and spoken whan I was borne.“²⁹
- der Sprachprovinzialismus: „And that comyn Englysshe that is spoken in one shyre varyeth from another“,³⁰ was dazu führte, dass eine fremde Dialekt-Variante für unverständliches Französisch gehalten werden konnte.
- die Wahl der Register: Es bestand ein deutliches Gefälle zwischen elaborierter Gelehrtensprache und intimer Umgangssprache; „and thus bytwene playn rude and curyous I stande abashed“.³¹

In dieser Wahl entschied sich Caxton für die Mittellage, doch damit war die latente Gefahr eines sozialen Sprachschismas noch keineswegs für alle Mal gebannt. Zwei Generationen später hatte die lexikalische Überfremdung aus dem Englischen eine Muttersprache gemacht, die, wie Thomas Wilson sarkastisch bemerkte, von keiner Mutter mehr verstanden werden könne. „Therefore, either we must make a difference of Englishe, and saie some is learned Englishe, and other some is rude Englishe, or the one is courte talke, the other is countrey speache, or els we must of necessitee, banishe al suche affected Rhetorique, and vse altogether one maner of laguage.“³²

Am präzisesten hat – wiederum eine Generation später – George Puttenham die Kriterien für eine englische Standardsprache umrissen. Er empfahl dem Dichter als Material die natürlichste und gebräuchlichste Variante des Englischen, worunter er die Spra-

²⁸ Manfred Görlach: *Sprachliche Standardisierungsprozesse im englischsprachigen Bereich*, in: *Sociolinguistica* 2 (1988), S. 131-85, hier: S. 145.

²⁹ William Caxton: „Prologue to *Eneydos*“ [1490], in: *Sixteenth-Century English Prose*, hg. von Karl. J. Holzknacht, New York 1954, S. 44-45, hier: S. 44.

³⁰ Ebd.

³¹ Ebd. So instruktiv diese Klagen sind, so übertrieben sind sie auch. Denn Caxton „findet den Weg zur überregionalen Buchsprache“ durch eine seit ca. 1450 verfestigte Kanzleisprache „weitgehend gebahnt“ (Görlach: *Sprachliche Standardisierungsprozesse* [Anm. 28], S. 145).

³² Thomas Wilson: *The Arte of Rhetorique* [1553], hg. von Robert Hood Bowers, Gainesville 1962, S. 185.

che des Hofes und der großen Städte verstand. Im selben Atemzug warnte er vor dem Englisch der Peripherie, der internationalen Umschlagshäfen, aber auch vor dem der Universitäten und Dörfer. Genauer als er konnte man sich nicht festlegen: „ye shall therefore take the vsuall speach of the Court, and that of London and the shires lying about London within lx. myles, and not much aboue.“³³ Das Beispiel der Sprache zeigt, dass die innere Kolonisierung Englands vom Süden ausging. Diese Option für Urbanität und gegen Pedanterie und Rustikalität hat den englischen Nationalcharakter nachhaltig mitbestimmt.

Der entscheidende Impuls für die Ausbildung eines sprachlichen Standards kam aber aus einem anderen Gebiet. In England ist die Uniformität der Sprache aufs Engste mit der Uniformität der Religion verbunden. Die Nationalsprache in allen Gottesdiensten wurde 1549 und 1552 durch zwei sogenannte *acts of uniformity* obligatorisch. Als Grundlage dafür diente die *Great Bible* (1539) und das von Thomas Cranmer geschaffene *Common Prayer Book* (1548). Beide Editionen bildeten den Kanon sakraler Literatur in allen Kirchen Englands, zu dem als drittes Werk noch die bereits erwähnte Geschichte der Märtyrer von John Foxe (1563) hinzukam. Diese Texte wurden landesweit sonntäglich im Gottesdienst gelesen. In den Teilen des Königreichs, in denen Englisch nicht die Muttersprache war (wie in Irland oder Wales), musste die Nationalisierungs-Strategie der Tudors, die politische Einheit, kirchliche Konformität und sprachliche Uniformität miteinander verkoppelte, auf erheblichen Widerstand stoßen.

b) *Das Problem des kulturellen Prestiges.* – Ein anderes Problem entsteht dadurch, dass das sozial deklassierte Idiom der Vulgärsprache in den Rang der offiziellen Sprache aufrückt. Die Umstellung von der zum flüchtigen und alltäglichen Verkehr taugenden Muttersprache zur Hof- und Literatursprache erwies sich als ein langwieriger und mühsamer Prozess. Davon können jene unzähligen apologetischen Vorreden zeugen, in denen Autoren für ihren Umgang mit der Nationalsprache um Nachsicht und Verständnis werben. Angesichts der schwierigen neuen Aufgaben wurden zunächst einmal die Unzulänglichkeiten der Vulgärsprache schonungslos offenbar. Deshalb litt der gebildete Engländer um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter einem linguistischen Minderwertigkeitskomplex. Man schimpfte auf das untaugliche Medium der Muttersprache; die Humanisten, deren Maßstab die Eleganz und Präzision der klassischen Sprachen war, fanden sie barbarisch, die Aristokraten, die sich am Geschmack und Stil europäischer Sprachen orientierten, fanden sie vulgär.

Es ist höchst erstaunlich, mitzuerleben, wie im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus dem Stiefkind der englischen Sprache allmählich ein nationales Heiligtum wurde. Roger Ascham, Tutor in den klassischen Sprachen der Prinzessin und Königin, erklärte noch 1545: „as for the Latin or Greek tongue, every thing is so

³³ George Puttenham: *The Arte of English Poesie* [1589], in: *Sixteenth-Century English Prose* (Anm. 29), S. 478-482, hier: S. 478. Edmund Bolton spricht über das Englisch, das am besten zur literarischen Übung taugt, und nennt dieselben Zentren: „the Phrase of Court, and [...] the Speech used among the noble and among the better sort in *London*, the two sovereign Seats and, as it were, Parliament tribunals to try the question in“ (Edmund Bolton: *Hypercritica* [1618], in: *Critical Essays of the Seventeenth Century*, hg. von Joel E. Spingarn, 3 Bde., London 1957, Bd. 1, S. 82-115, hier: S. 110).

excellently done in them, that none can do better: in the English tongue contrary, every thing in a manner so meanly, both for the matter and handling, that no man can do worse.“³⁴

Aus dem Jahre 1582 dagegen stammt dieses dreifache Credo des Pädagogen Richard Mulcaster: „I loue *Rome* but *London* better, I fauor *Italie* but *England* more, I honor the *Latin*, but I worship the *English*.“³⁵ Der Historiker Raphael Holinshed war derselben Meinung (1577): „there is no one speache vnder the sonne spoken in our time, that hath or can haue more varietie of words, copie of phrases, or figures or floures of eloquence, then hath our English tongue.“³⁶ Offensichtlich hatten sich die vielfältigen Investitionen in die Muttersprache, besonders seitens der unermüdlichen Übersetzer, gelohnt. Die englische Sprache war zu einem kollektiven Kapital angewachsen, auf das man immer weniger mit Skrupeln und immer mehr mit patriotischem Stolz blickte.

Noch vor Bezwingung der spanischen Armada, als sich England als Führungsmacht des protestantischen Europa erwies, stoßen wir bereits auf den patriotischen Superlativ. Er entstand nicht im Reflex tagespolitischen Geschehens, sondern im kulturellen Konkurrenzverhältnis zwischen England und seinen europäischen Nachbarn. In der gegenseitigen Beobachtung, im mutuellen Distinktionszwang wuchs das Bewusstsein der nationalen Eigenart. Die Sprache ist die erste Dimension, in der eine Nation sich ihrer Besonderheit bewusst wird. Der schon genannte Mulcaster hatte hierfür eine besondere Sensibilität; ihm kam es weniger auf die Geste der Übertrumpfung als auf die Geste der Identifikation an, als er die Besonderheit der englischen Sprache mit diesen Worten hervorhob: „whatsoever shall becom of the English state, the English tung cannot proue fairer then it is at this daie, if it maie please our learned sort to esteme so of it, and to bestow their trauell vpon such a subiect so capable of ornament, so proper to themselues, and the more to be honored bycause it is their own.“³⁷

Die Literatur

Eine ähnliche Entwicklung wie die der Sprache lässt sich in der Dimension der Literatur beobachten. Auch hier vollzog sich der Prozess der Selbstbewusstwerdung – gewissermaßen das Mündigwerden der englischen Literatur – über verschiedene Phasen hinweg. Die Rolle der Geburtshelfer spielten die vielen Rhetoriken und Poetiken des 16. Jahrhunderts. Mit großem Fleiß zusammengestellt und unglaublicher Pedanterie durchgegliedert, bieten diese Kompendien in der Nachfolge französischer und italienischer Werke einen Überblick über alle greifbaren historischen und technischen Daten der Dichtkunst. Der Gestus dieser autoritativen Manuale ist apotropäisch. Nachdem

³⁴ Ascham: *Toxophilus* (Anm. 11), S. 6 f.

³⁵ Richard Mulcaster: *The First Part of the Elementaire* [1582], in: *Sixteenth-Century English Prose* (Anm. 29), S. 413-417, hier: S. 413.

³⁶ Raphael Holinshed, zit. nach Richard Foster Jones: *The Triumph of the English Language. A Survey of Opinions Concerning the Vernacular from the Introduction of Printing to the Restoration*, London 1953, S. 189.

³⁷ Mulcaster: *The First Part of the Elementaire* (Anm. 35), S. 416.

die Vulgärsprache zur Schriftsprache avancierte, glaubten viele, wie wir von Ascham wissen, bloß weil sie zu sprechen verstünden, seien sie auch schon imstande zu schreiben. Diesem Missverständnis beugten die poetischen Gesetzbücher vor. Sie zogen einen Ringwall um das Territorium des Schrifttums. Es gibt kein Kontinuum zwischen Sprechen und Schreiben. Gerade weil die Sprache zum Allgemeinbesitz wurde, mussten die Gattungsgrenzen verschärft werden. Solange der Begriff ‚Literatur‘ mit ausschließlich lateinischem Schrifttum verbunden war, verstanden sich diese Grenzen von selbst. Der Humanist John Colet, Freund von Erasmus und Morus, unterschied zu Beginn des Jahrhunderts noch mit großer Selbstverständlichkeit zwischen (lateinsprachlicher) „litterature“ und (vulgärsprachlicher) „blotterature“.³⁸

Die Poetiken des 16. Jahrhunderts sollten deutlich machen, dass Gelehrsamkeit die Wurzel der Dichtung ist und dass es keinen freien Zugang zum Raum der Schrift gibt. Denn eines galt es von vornherein klarzustellen: Die Einsetzung der Vulgärsprache bedeutete *nicht* die Anerkennung und Aufwertung der bestehenden mündlichen Volksdichtung. Im Gegenteil, es wurde eine *neue* Dichtung geschaffen, die sich polemisch von der heimischen Tradition absetzte. Dazu gehörte die mündliche Erzählliteratur. Die populären Ritterromanzen *Bevis of Hampton*, *Guy of Warwick*, *Arthur of the Round Table*, *The Seven Champions*, *The Mirror of Knighthood* und wie sie alle heißen, erscheinen geschlossen auf der Zensurliste der Elisabethaner. Diese Erzählstoffe wurden entwertet, indem sie der müßigen Phantasie korrupter Mönche zugeschrieben wurden: „In which book [die Rede ist von *Morte Arthure*] those be counted the noblest knights, that do kill most men without any quarrel, and commit foulest adulteries by subtile shifts [...]“.³⁹ Aus solchen Zeilen spricht in erster Linie natürlich die Entrüstung des Protestanten, jedoch zeichnen sich hinter der plakativen Polemik bereits die Umrisse einer neuen Sensibilität ab, die das Alte entlässt, nicht weil es sündhaft ist, sondern weil es unverständlich geworden ist.

Zur devaluierten heimischen Tradition gehört auch das reiche Liedgut. Man schwelgte in Hohn und Verachtung für das zahllose Pack der Balladendichter, deren Wirtshauslieder von 120 Strophen Länge durch eine ländliche Melodie mühsam in Gang gehalten werden. Nicht besser ergeht es den vielen „compylers of senceless sonets“,⁴⁰ die sich neuerdings mit fröhlicher Unbefangenheit auf der literarischen Bühne produzierten: „I scorne and spue out the rakehelly rout of our ragged Rymers [...] which without learning boaste, without iudgment iangle, without reason rage and fume, as if some instinct of poetically spyrite had newlie rauished them about the meanesse of common capacity.“⁴¹

³⁸ John Colet: *Statutes of St. Paul's School*, in: J. H. Lupton: *A Life of John Colet, D.D., Dean of St. Paul's, and Founder of St. Paul's School*, Hamden, Conn. 1961, S. 271-284, hier: S. 280.

³⁹ Zensurlisten dieser Art finden sich z.B. bei Roger Ascham: *The Scholemaster*, in: ders.: *The Whole Works of Roger Ascham* (Anm. 11), Bd. 3, S. 88-276, hier: S. 159, oder Francis Meres: *Palladis Tamia* [1598], in: *Elizabethan Critical Essays* (Anm. 2), Bd. 2, S. 308-324, hier: S. 308 f.

⁴⁰ William Webbe: *A Discourse of English Poetrie* [1586], in: *Elizabethan Critical Essays* (Anm. 2), Bd. 1, S. 226-302, hier: S. 246.

⁴¹ Ebd., S. 247. Nicht zufällig wird in diesem Zusammenhang auf Spensers *Shepherdess*

Die Umstellung auf die Nationalsprache als Medium der Literatur bedeutete einen emphatischen *Ausschluss der Vulgärtradition und Gelegenheitskunst*. Nachdem die Trennung von Muttersprache und klassisch-sakraler Sprache aufgehoben war, wurde die strukturelle Dichotomie in einer neuen Form wiederhergestellt. Die Grenzlinie verlief nunmehr zwischen populärer und gelehrter Tradition, zwischen *Volkskultur und Hochkultur*. Gleich ursprünglich mit der Etablierung einer Nationalliteratur wurde diese Grenze neu befestigt. Bis heute stehen wir im Banne dieser kulturpolitischen Weichenstellung, wenn die Zunft der Anglisten den Kanon der englischen Dichtung mit Spensers *Shepheardes Calender*, einer genialen Synthese von klassisch-pastoraler Tradition und nationalem Impuls, beginnen lässt und weder von der reichen Balladentradition noch von der weitgehend anonymen höfischen Liedkultur Notiz nimmt.

Da die heimischen Wurzeln ausschieden, musste die neue Literatur auf eine andere Tradition gegründet werden. Dafür bot sich die klassisch-antike an. Wenn *Ab-schreckung* eine Funktion der Poetiken war, dann war die *Ermutigung* zur Produktion nach klassischen Vorbildern die andere. War man doch zuversichtlich, dass die Kunst der Griechen und Römer, von Gelehrten in Form von Regeln und Vorschriften destilliert, auch auf englischem Boden Fuß fassen könne. Die Poetiken bieten den Anstoß und die Orientierung für die neue literarische Produktion. Der mühevollen Start der Nationalliteratur stand ganz im Zeichen der Übersetzungen und Imitationen. Jeder Schritt in Richtung auf eine eigene literarische Tradition musste sich legitimieren durch den Schutz eines klassischen Patrons. In dieser Phase schritt die englische Literatur *pari passu* mit der antiken voran, und der Stolz der Nationalliteratur kulminierte in langen Listen, die heimische und klassische Autoren als ebenbürtig nebeneinanderstellten.⁴² Die so beliebten Vergleiche hat am weitesten ein gewisser Francis Meres getrieben, teilt er uns doch allen Ernstes (?) mit, so wie Archesilaus Prytanoeus bei einem Gelage an Trunkenheit starb, so sei Robert Greene durch übermäßigen Genuss eingemachter Heringe und Rheinweins umgekommen.⁴³

Es gibt ein Dokument, das die Stunde Null der englischen Nationaldichtung eindrucksvoll illustriert, und das ist die Vorrede des Druckers Richard Tottel, die er 1557

Calender verwiesen, den Text, mit dem die seriöse englische Lese-Literatur ihren Anfang nimmt.

⁴² Puttenham schreibt in seiner *Arte of English Poesie* [1589] (Anm. 33), S. 5: „If againe Art be but a certaine order of rules prescribed by reason, and gathered by experience, why should not Poesie be a vulgar Art with vs aswell as with the Greeks and Latines [...]?“ – Richard Carew stellt die folgenden Gleichungen zwischen antiken und modernen Autoren auf: „Will you haue Platos wayne? reede Sir Thomas Smith: *The Ionick?* Sir Tho. Moor: *Ciceros?* *Aschame: Varro?* *Chaucer: Demosthenes?* Sir Iohn Cheeke (who in his treatise to the Rebels hath comprised all the figures of Rhetorick). Will yow reade Virgill? take the *Earll of Surrey: Catullus?* *Shakespeare*, and *Marlowes* fragment: *Ouid?* *Daniell: Lucane?* *Spencer: Martiall?* Sir Iohn Dais and others. Will yow haue all in all for prose and verse? take the miracle of our age Sir Philip Sydney.“ (Richard Carew: *The Excellency of the English Tongue*, in: *Elizabethan Critical Essays* [Anm. 2], Bd. 2, S. 285-294, hier: S. 293).

⁴³ Francis Meres: *A Comparative Discourse of our English Poets with the Greeke, Latine, and Italian Poets* [1598], in: *Sixteenth-Century English Prose* (Anm. 29), S. 308-324, hier: S. 324.

einer Publikation von Gedichten verschiedener Autoren vorangestellt hat. Es lohnt, sie hier in ihrer ganzen Länge zu zitieren:

That to haue wel written in verse, yea and in small parcelles, deserueth great praise, the workes of diuers Latines, Italians, and other, doe proue sufficiently. That our tong is able in that kynde to do as praiseworthy as ye rest, the honorable stile of the noble earle of Surrey, and the weightinesse of the depewitted sir Thomas Wyat the elders verse, with seuerall graces in sondry good Englishe writers, doe show abundantly. It resteth now (gentle reader) that thou thinke it not euill doon, to publish, to the honor of the Englishe tong, and for profit of the studious of Englishe eloquence, those workes which the vn-gentle horders vp of such treasure haue heretofore enuiued thee. And for this point (good reader) thine own profit and pleasure, in these presently, and in moe hereafter, shal answere for my defence. If parhappes some mislike the statelinesse of stile remoued from the rude skill of common eares: I aske help of the learned to defend their learned frendes, the authors of this work: And I exhort the vnlearned, by reding to learne to be more skilfull, and to purge that swinelike grossenesse, that maketh the swete maierome [=Majoran] not so smell to their delight.⁴⁴

Das unsichere Prestige der heimischen Dichtung macht dieser Text überwältigend deutlich, der vom ersten bis zum letzten Satz ebenso patriotisch wie apologetisch eingefärbt ist. In der Nachfolge klassischer Vorbilder die Verdienste englischer Dichter herauszustellen, ist die patriotische Pflicht des Sammlers und Druckers, der „zur Ehre der englischen Sprache und zum Vorteil englischer Beredsamkeit“ diesen Schatz ans Licht gehoben hat. Der Akt der Veröffentlichung hat allerdings auch etwas von einem prometheischen Frevel. Er durchbrach alle Konventionen, die bislang für den Umgang mit dieser Art von Dichtung galten. Durch die Publikation wurde exklusiver Privatbesitz in öffentlichen Allgemeinbesitz verwandelt. Keiner der von Tottel gedruckten Texte war zur Veröffentlichung bestimmt. Diese Gedichte zirkulierten in handschriftlichen Abschriften innerhalb eines geschlossenen höfischen Zirkels. Sie existierten auf losen Blättern, wurden gesammelt in privaten Anthologien, die sich Kenner und Liebhaber wie Sir John Harington anlegten, und waren verstreut in diversen *Commonplace Books*, wo sie mit medizinischen Rezepten, Horoskopen, historischen Daten und frommen Sprüchen zum individuellen Gebrauch vereinigt waren.

Indem dieser Schatz „aus der geheimen Obhut weniger Freunde“⁴⁵ ans Licht gehoben wurde, hatte er sich bereits nachhaltig verändert. Zum ersten Mal gerieten die Texte aus ihren diversen persönlichen Sammlungskontexten in den homogenen Kontext anderer Gedichte und das heißt: in den Kontext von ‚Literatur‘. In diesem Kontext hatten sie Teil an einer neuen Zeitdimension. Wyatt und Surrey waren bereits 15 und 10 Jahre lang tot, bevor sie von Tottel anthologisiert und als nationale Klassiker kanonisiert wurden. Der Druck und die exponierte Position bedeuteten für sie den Beginn einer neuen literarischen Ewigkeit. George Puttenham war sicher nicht unbeeinflusst von

⁴⁴ Richard Tottel: *The Printer to the Reader*, in: *Tottel's Miscellany. Songes and Sonettes*, hg. von Edward Arber, London 1870, S. 2.

⁴⁵ „In the close custodie of certaine his freends“ (Webbe: *A Discourse of English Poetrie* [Anm. 40], S. 232).

Tottel, als er dreißig Jahre später in seinem Kapitel über die Geschichte der englischen Literatur schrieb: „*Henry Earle of Surrey and Sir Thomas Wyat, betweene whom I finde very litle difference, I repute them [...] for the two chief lanternes of light to all others that haue since employed their pennnes vpon English Poesie [...]*“.⁴⁶

Zum anderen gerieten die Texte mit ihrer Publikation in eine neue Sozialdimension. Auch von diesen Schwierigkeiten teilt die Vorrede einiges mit. An diesem Punkt bekommt Tottel, der ein öffentliches Forum und ein neues Publikum schaffen will, Angst vor seiner eigenen Courage. Das Risiko, das der Pionier des literarischen Marktes in Kauf nimmt, besteht darin, dass er erhabene Verse gemeinen Ohren anvertraut und Perlen vor die Säue streut. Dieses Risiko muss er ganz bewusst eingehen, denn schließlich ist seine Textsammlung *zugleich Gegenstand und Instrument der Bildung*. Das Publikum, an das er sich wenden will, muss er sich erst heranziehen.

Die Elisabethaner schreiben ihren Dichtern einen nationalen Auftrag zu. Präziser und konkreter kann man sagen, dass sich die gesellschaftliche Verantwortung der Literaten auf drei Bereiche erstreckt. Ihnen obliegt die Reinigung und Vitalisierung der Sprache, „[f]or the purity of Speech and greatness of Empire have in all Countries still met together“;⁴⁷ ferner die Veranschaulichung und Profilierung der Werte durch plastische Gestaltungen von Tugenden und Lastern; und schließlich die Verewigung denkwürdiger Menschen und Taten. In allen drei Bereichen, der linguistischen, der moralischen und der Gedächtnis-Dimension, haben die englischen Dichter Bedeutendes geleistet. Thomas Nashe steht dazu Rede und Antwort:

To them that demaund, what fruites the Poets of our time bring forth, or wherein they are able to proue themselues necessary to the state? Thus I answere. First and formost, they haue cleansed our language from barbarisme and made the vulgar sort here in *London* (which is the fountaine whose riuers flowe round about *England*) to aspire to a richer puritie of speach, than is communicated with the Communalitie of any Nation vnder heauen. [Zweitens:] The vertuous by their praises they encourage to be more vertuous, to vicious men they are as infernall hags, to haunt their ghosts with eternall infamie after death.⁴⁸

Die nationale Ehre aber liegt besonders in den Händen derer, die sich um die Geschichtserinnerung kümmern. Dazu gehören ganz besonders die Dramatiker, die ihre Stoffe aus den englischen Chroniken beziehen. Sie kümmern sich darum, „[that] our forefathers valiant acts (that haue line long buried in rustie brasse and worme-eaten bookes) are reuiued, and they themselues raised from the Graue of Obliuion, and brought to pleade their aged Honours in open presence [...]“.⁴⁹

⁴⁶ Puttenham: *Arte of English Poesie* (Anm. 33), S. 65.

⁴⁷ Thomas Sprat: *The History of the Royal Society* [1667], in: *Critical Essays of the Seventeenth Century* (Anm. 33), Bd. 2, S. 112-119, hier: S. 112 f.

⁴⁸ Thomas Nashe: *Pierce Penilesse* [1592], in: ders.: *The Works*, hg. von Ronald B. McKerrow, London 1910, S. 137-245, hier: S. 193.

⁴⁹ Ebd., S. 212.

Die Geschichte

Es gibt so etwas wie eine Leit-Metapher, die alle Texte durchzieht, die im Horizont der nationalen Bewusstwerdung stehen: Es ist der Eifer und das Interesse, etwas lange Zeit Verborgenes ‚ans Licht zu bringen‘. Das gilt für den Impuls der Publikation ebenso wie für das Motiv, mit dem man sich im 16. Jahrhundert der eigenen Vergangenheit zuzuwenden beginnt. Mit der Publikation werden Texte in das Licht einer neuen Öffentlichkeit gestellt. Thomas Nashe spricht geradezu von einem „open Theater of opinions“,⁵⁰ und es erscheint alles andere als abwegig, einen ‚Strukturwandel der Öffentlichkeit‘ (Habermas)⁵¹ im Zusammenhang mit der Etablierung des literarischen Marktes anzusetzen. Der andere Aspekt, der mit der Licht-Metaphorik beschrieben wird, betrifft die Aufhellung einer dunklen Vergangenheit. Man erkennt sich plötzlich in der Vergangenheit wieder, nachdem man endlich aus einer dunklen Periode der (Selbst-) Vergessenheit herausgetreten ist. So spricht man in einem Zeitalter, das sich einer Epochenschwelle bewusst geworden ist, so spricht man im Bewusstsein des *Erwachens*. Erwachen heißt nichts anderes als der Impuls zur (Wieder-)Herstellung einer Tradition, zu der man nach einer Phase der Abkehr wieder zurückkehrt. Die Figur von Abkehr und Rückkehr spielt eine tragende Rolle bei der Fundierung kultureller Identitäten.⁵²

Am Anfang der Tudor-Historiographie steht das kritische Bewusstsein vom Verfall und der Manipulierbarkeit historischer Daten. Die neuen Historiker treten nicht als beschauliche Antiquare, sondern als Kämpfer auf mit dem Anspruch, die eigene Vergangenheit wiederzugewinnen, indem sie sie der Opposition entreißen. Die Opposition, das sind die viel bescholtenen Mönche, die ihre Chroniken unter päpstlicher Autorität schrieben, es sind aber auch ausländische Historiographen, die eine feindliche Perspektive in die Darstellung bringen. Das Pathos der Rückeroberung der eigenen Vergangenheit, sowohl aus der Dunkelheit der Geschichte wie aus verderbten und entstellten Quellen, spricht deutlich aus den folgenden Zeilen, in denen das Werk eines elisabethanischen Chronisten gewürdigt wird:

In this he hath brought things vnknowne from darknesse, vntrue reportes from error, confusion of affayres from disorder, impertynent tediousnesse to reasonable proportion, and hath made a large, playne, true, and meere historie of this Realme, wherby men may be certified of truth, the Reader may haue deliteful and profitable knowlege, our Countrey men and the subiects, but specially the princes therof, delyuered from slaundersous reportes of foreyne writers.⁵³

⁵⁰ Nashe: *Pierce Penilesse* (Anm. 48), S. 192 f.

⁵¹ Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft; mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990*, Frankfurt a.M. 2013, S. 225.

⁵² Vgl. dazu: *Kanon und Zensur*, hg. von Aleida und Jan Assmann, München 1987.

⁵³ Richard Grafton: *A Chronicle at Large and Meere History of the Affyres of Englande* [1569], „Thomas N(orton) to the Reader“, in: *Sixteenth-Century English Prose* (Anm. 29), S. 266-68, hier: S. 267.

Das erste englische Historiendrama, John Bales *King John*, ist bereits symptomatisch für dieses neue Geschichtsinteresse. Der Autor, der sich diesen historischen Stoff wählte, hatte dafür politische Gründe. Nach den gewaltigen Umpolungen war es notwendig, die Vergangenheit im Lichte der neuen Machtverhältnisse umzudeuten. Aber auch mit ‚Geschichtsfälschern‘ hatte er es zu tun. Ein gewisser Polydor Vergil hatte im Schicksalsjahr 1534, also gleichzeitig mit *King John*, eine englische Geschichte aus papistischer Sicht veröffentlicht. Die allerersten Worte, die von der allegorischen Figur der Wahrheit ausgesprochen werden, lauten im Drama:

I assure ye, friends, let men write what they will,
King John was a man both valiant and godly.
What though Polydorus reporteth him very ill
At the suggestions of the malicious clergy?
Think you a Roman with the Romans cannot lie?
Yes! therefore, Leland, out of thy slumber awake,
And witness a truth for thine own country's sake!⁵⁴

Der Freund John Leland, den Bale hier als Mitstreiter im Kampf um die Geschichte aufruft, hat wie wohl kein anderer Gelehrter der Tudor-Zeit das Ethos historischer Verifikation mit patriotischem Eifer verbunden. Die Zeile: „witness a truth for thine own country's sake“ könnte man als Motto über das Leben dieses Antiquars stellen.

Wie Bale war auch Leland humanistischer Gelehrter und Geistlicher. Seit 1530 hatte er eine Anstellung als königlicher Bibliothekar inne. Im Jahr 1534, als die päpstliche Herrschaft über England zu Ende war, erhielt er den königlichen Auftrag

to peruse and diligently to serche al the libraries of monasteries and collegies of this yowre noble reaulme, to the intente that the monumentes of auncient writers as welle of other nations, as of this yowr owne province mighte be brought owte of deadely darkenes to lyvelly lighte [...].⁵⁵

Ähnlich wie die Abenteurer, die sich später unter Elisabeth daranmachten, die Welt zu umsegeln, neue Kontinente zu entdecken und den Märkten neue Rohstoffe zu erschließen, widmete sich unter Heinrich der Antiquar Leland der Eroberung der heimischen Region. Von seinen Bibliotheksreisen hat er einen bedeutenden Bestand an alten Büchern angesammelt, auf deren Grundlage er mehrere Projekte durchführen wollte, die aber nur zu einem kleinen Teil vollendet wurden. Er arbeitete zum Beispiel an

- einer Geschichte Englands, wobei er sich bemühte, die legendären Traditionen besonders König Arthurs historisch zu verifizieren, um sie als ruhmvolle Vorgeschichte für die Englische Nation in Anspruch nehmen zu können

⁵⁴ Bale: *King John* (Anm. 9), S. 72.

⁵⁵ John Leland: *Leland's New-Years Gift*, in: ders.: *The Itinerary of John Leland in or about the Years 1535-1543. Parts I to III*, hg. von Lucy Toulmin Smith, 5 Bde., London 1907, Bd. 1, S. xxxvii-xliii, hier: S. xxxvii f.

- einer Geschichte der alten Adelsgeschlechter Englands
- einer Sammlung von Biographien aller bedeutenden englischen Autoren (nicht zuletzt mit dem Interesse, ihre Leistungen damit den Ansprüchen anderer Nationen zu entziehen)
- einer detaillierten Topographie Englands, wofür er sich acht Jahre lang auf Reisen begab und teils aus der eigenen Anschauung, teils mithilfe von Augenzeugen ein monumentales Material in skizzenhaften Aufzeichnungen zusammentrug.

Das vielseitige Oeuvre dieses Antiquars ist von zwei gleich starken Grundhaltungen bestimmt: einer Leidenschaft für das Authentische, sowohl im Studium der Monumente und Quellen als auch in der Wahrnehmung konkreter Räumlichkeit, und einer Leidenschaft für das Englische, dem er sich mit seinem unermüdlichen Fleiß verpflichtet. An die Adresse des Monarchen richtete er in einem Neujahrsbrief des Jahres 1546 die Wünsche, die mehr ausdrücken als die Loyalität eines devoten Untertanen: „I truste that this yowr reaulme shaul so welle be knowen, ons payntid with his natives coloures, that the renoune therof shaul gyve place to the glory of no other region.“⁵⁶

Die Anfänge der nationalen Identität und der neue Sinn für historische Evidenz gehören eng zusammen. Bei aller Leidenschaft für das Authentische hat die Historiographie des 16. Jahrhunderts wenig mit dem Historismus des 19. Jahrhunderts zu tun.⁵⁷ Für die Tudor-Historiker ist kein Dokument für sich ‚interessant‘, sondern dient stets zur Markierung nationaler Identität. Die Vergangenheit als objektive Gegenständlichkeit ist eine späte Erfindung. Im 16. Jahrhundert ist die Beschäftigung mit der Geschichte weniger von einem wissenschaftlichen als von einem patriotischen Impuls geleitet. Die Vergangenheit rückt in den Blick, weil man einen vitalen Gebrauch von ihr macht.⁵⁸ Es gibt prinzipiell zwei Möglichkeiten, von der Vergangenheit Gebrauch zu machen. Die Vergangenheit kann zur *Legitimation* bestehender Herrschaftsverhältnisse

⁵⁶ Leland: *Leland's New-Years Gift* (Anm. 55), S. xlii f.

⁵⁷ In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts finden sich bereits erstaunliche Ansätze eines neuen kritischen Geschichtsbewusstseins. Der Philologe Casaubonus wäre hier zu nennen, oder auch der wenig bekannte Antiquar Edmund Bolton, von dem diese Leitsätze stammen: „Indifferency and even dealing are the Glory of Historians. [...] This admirable Justice and Integrity of Historians, as necessary as it is, yet is nothing in these Days farther of from Hope. For all late Authors that ever yet I could read among us convey with them, to Narrations of things done fifteen or sixteen hundred years past, the Jealousies, Passions, and Affections of their own Time. Our Historians must therefore avoid this dangerous Syren, alluring us to follow our own Prejudices, unless he mean only to serve a Side and not to serve Truth and Honesty“ (Bolton: *Hypercritica* [Anm. 33], S. 91, 93).

⁵⁸ Vgl. hierzu im Allgemeinen John H. Plumb: *The Death of the Past*, London 1969, und im Besonderen Lily B. Campbell: *Tudor Conceptions of History and Tragedy in A Mirror for Magistrates*, Berkeley 1936, S. 1 f.: „History became during the Tudor dynasty not only literature in itself but also a cause, a subject, an inspiration of literature. [...] The growing national consciousness, progressively developing under the Tudors to the final triumphant patriotism of Elizabeth's reign, impelled the English to seek in history the way to immortality through fame, the immortality for which the men of the Renaissance never ceased to yearn. To rescue their country from oblivion became a patriotic duty.“

herangezogen werden. Je weniger selbstverständliche Tradition, desto größer der Bedarf an einer legitimierenden Vor-Geschichte. Die Vergangenheit kann andererseits der *Stabilisierung einer Identität* dienen. In diesem Falle, der nichts mit Rechtfertigung und Ermächtigung zu tun haben muss, geht es um die Ausbildung eines distinkten Profils und damit einer Identität, die die Chance einer kollektiven Identifikation eröffnet. Bales Historiendrama steht mit seiner massiven und expliziten Ideologisierung mehr auf der einen, Lelands archivarisches Bestreben mehr auf der anderen Seite. Der neue Staat brauchte Legitimation und ein scharfkantiges Königsdogma, aber er brauchte auf lange Sicht auch Identitätsangebote, die eine breitere Integration beförderten.

Die Geschichtsschreiber von Leland über Richard Grafton und Raphael Holinshed bis hin zu John Foxe erfüllten eben dieses Desiderat. Sie schufen eine Ahnengalerie der englischen Nation, die von der trojanischen Legende bis zur Gegenwart Elisabeths reichte. Und sie modellierten (wie Foxe) das Selbstbild der Nation, indem sie auf polemische Weise jene römisch-katholische Vergangenheit im Kollektivgedächtnis präsent hielten, gegen die sich die nationale Identität siegreich profiliert hatte.

Identität und Alterität

Die nationale Kultur, deren Entstehung wir in den drei Dimensionen der Sprache, der Literatur und der Geschichte verfolgt haben, ist das Ergebnis einer kollektiven Anstrengung. Wir haben auf einige soziopolitische Voraussetzungen für ein solches Unternehmen hingewiesen, haben aber die Frage nach der unmittelbaren Motivation bisher außer Acht gelassen. Auf welche Art von Herausforderung antwortet eine Gesellschaft mit der Ausbildung einer nationalen Identität? Unter welchen Umständen wird die Ausprägung kultureller Eigenart zu einer dringlichen Aufgabe?

Der Impuls kommt schwerlich von innen; er steht immer im Zusammenhang einer übergreifenden soziokulturellen Dynamik. Die Forcierung kultureller Eigenart entsteht zum Beispiel in einer Situation des *Assimilationsdrucks*, den eine dominante Kultur auf Minderheiten ausübt. Diese können sich einer fortschreitenden Nivellierung nur erwehren, indem sie der expandierenden kulturellen Überformung distinkte Kulturprofile entgegensetzen. Dies war etwa die Situation des pharisäischen Judentums im Hellenismus, und es ist heute die Situation jener Staaten, die gegen den Sog der globalen Modernisierung ihre angestammten Traditionen festigen und fundamentalistisch aufrüsten. Eine andere Herausforderung für die Genese kultureller Identitäten ist der *Konkurrenzdruck*. Dies beschreibt die Situation des frühneuzeitlichen Europas. Nachdem der Dachverband der römischen Kirche zerbrochen war, etablierte sich eine Vielzahl konkurrierender Nationalkulturen. Die Dominanz der Kirche, die supraterritorial kulturelle Einheit gestiftet hatte, wich einem beweglichen Gefüge individueller Kulturprofile, die in einem gegenseitigen Distinktionsprozess entstanden.

Im Konzert der europäischen Stimmen tritt England als ‚verspätete Nation‘ auf.⁵⁹ Diese Stimme ist zunächst noch unsicher. Die Antike, aber auch Italien und Frankreich

⁵⁹ Helmut Plessner: *Die verspätete Nation. Über die politische Verfügbarkeit bürgerlichen*

sind Vorbilder, an denen sie sich ausrichtet. In dieser ersten Phase der Nationalisierung spielt vor allem der Nachweis der Ebenbürtigkeit eine Rolle. Die eigenen Leistungen werden im angestregten Vergleich mit anderen gemessen, die eigene Identität in permanenter Auseinandersetzung mit Alterität bestimmt. In einer zweiten Phase der Nationalisierung geht es darum, sich von anderen Nationen abzusetzen und das kulturelle Selbstbild in den verschiedenen Dimensionen der Religion, der Sprache, des Schrifttums, des Brauchtums, der Region, der Geschichte zu konsolidieren. In einer dritten Phase wird das Verhältnis von Identität und Alterität in einer Konfrontation von Selbstbild und Feindbild polemisch zugespitzt. Dazu sollen hier abschließend noch einige Beispiele aufgeführt werden.

Beginnen wir mit Roger Aschams berühmter Tirade auf den italienisierten Engländer.

If some yet do not well understand, what is an Englishman Italianated, I will plainly tell him: ‚He that by living and travelling in Italy, bringeth home into England out of Italy, the religion, the learning, the policy, the experience, the manners of Italy.‘ That is to say, for religion, papistry, or worse; for learning, less commonly than they carried out with them; for policy, a factious heart, a discoursing head, a mind to meddle in all men’s matters; for experience, plenty of new mischiefs never known in England before; for manners, variety of vanities, and change of filthy living. These be the enchantments of Circes, brought out of Italy, to mar men’s manners in England.⁶⁰

Die beliebte Freizeitbeschäftigung des elisabethanischen Höflings, die *continental tour*, war dem stockprotestantischen Gelehrten Ascham ein Dorn im Auge, sah er in dem Kontakt mit der anderen Kultur doch nichts anderes als eine Unterminierung der eigenen. Das Fremde bedeutete für ihn „falsche Doktrin und ausschweifender Lebenswandel“,⁶¹ also eine direkte Subversion religiöser und gesellschaftlicher Grundsätze. Deshalb hielt er es für unwahrscheinlich, dass der aus Italien heimgekehrte Engländer je wieder das Leben eines ordentlichen Menschen und gottesfürchtigen Untertanen führen könne.

Roger Ascham argumentierte im Rahmen einer rigiden Polarisierung, ja, man kann hier bereits von einer manichäischen Blockbildung sprechen. Das Fremde ist das schlechthin Feindliche, dem der Anspruch auf ein kulturelles Eigenrecht abgesprochen wird. Diese Haltung ist charakteristisch für eine historische Situation, in der das Eigene nur auf Kosten des Fremden durchgesetzt werden kann, in der – wie dies in England der Fall war – Protestantismus und Patriotismus gleichbedeutend sind. Hier ist der Vergleich mit einem anderen Elisabethaner instruktiv, der eine wesentlich kosmopolitische Grundhaltung zeigt. George Pettie, der sich durch Übersetzungen jener italienischen Literatur hervorgetan hat, die Ascham auf der Zensur-Liste sehen wollte, beurteilte das Verhältnis von Inland und Ausland mit anderen Augen. Auch er nahm Anstoß am Verhalten des europareisenden Engländers. Er berichtet, er habe sich geschämt, in Paris mit

Geistes, Stuttgart 1959.

⁶⁰ Ascham: *The Scholemaster* (Anm. 39), S. 157.

⁶¹ Ebd., S. 158 (Übers. A. A.).

ansehen zu müssen, wie seine Landsleute ihre eigenen Sitten verleugnet und stattdessen Gestik, Verhalten und Kleidung jedes fremden Tölpels nachgeäfft hätten. Darin sah Pettie nun aber nicht einen desaströsen Verfall elementarer Kulturwerte, sondern lediglich eine verpasste Chance. Gerade im Ausland nämlich gelte es zu dokumentieren,

that we liue in lawes as orderly, in maners as decently, in apparrell as comly, in diet as delicately, in lodging as curiously, in buildinges as sumptuously, in all thinges as abundantly, and euery way as ciuilly, as any Nation under Heauen.⁶²

In der direkten Polarisierung, wo das Fremde als das schlechthin Feindliche wahrgenommen wird, entsteht ein Selbstbild, das die eigene Kultur als alternativenlosen Heilsweg der Menschheit bewertet. Wo die Grenzen dagegen durchlässiger sind, weil die Wahrnehmung des Fremden nicht als eine unmittelbare Bedrohung des Eigenen erfahren wird, kann sich so etwas wie ein kultureller Relativismus einspielen, innerhalb dessen das Eigene als eine Variante im Spektrum anderer Möglichkeiten erscheint. Jedes Nationalbewusstsein changiert prinzipiell zwischen diesen beiden Polen; ob es zu militanten – defensiven oder offensiven – Steigerungsformen kommt, das hängt vom jeweiligen Handlungsspielraum in der konkreten politischen Situation ab.

Mit Elisabeth I., deren Regierungsantritt eine neue Friedensära einleitete, erhielt das englische Nationalbewusstsein enormen Auftrieb. In dieser Epoche spielte die Herrscherpanegyrik eine zunehmende Rolle. Das Lob des Herrschers wurde dabei immer untrennbarer mit dem nationalen Selbstlob verquickt. John Lyly kann uns bezeugen, wie der Größenwahn in dieser superlativischen Gattung rhetorisch vorprogrammiert ist: „O blessed peace, oh happy Prince, O fortunate people: The lyuing God is onely the Englysh God, wher he hath placed peace [...]. This peace hath the Lorde continued with great and vnspeakeable goodnesse amonge his chosen people of *England*.“⁶³

Aber noch entscheidender als der Frieden wurde für den Nationalstolz der Krieg. Unter Elisabeth übernahm Spanien die Rolle des Staatsfeindes, die unter Heinrich der Papst gespielt hatte. Die englische Nationalisierung verdankt ihre entscheidenden Impulse diesen Feindbildern. Wer sich in die kontroverse und polemische Literatur jener Zeit einliest, wird immer wieder auf den Vergleich mit den Türken stoßen. Diese Feind-Schablone des Mittelalters, mit deren Hilfe sich die Christenheit Europas wehrhaft gefestigt hatte, wurde von neuen Antagonisten übertrumpft: Verglichen mit den Agenten des Papstes erschienen die Türken als menschenfreundlich, verglichen mit der Rohheit der Spanier galten sie als zivil.⁶⁴

⁶² Pettie: *The Preface to the Readers* (Anm. 26), S. 10 f.

⁶³ John Lyly: *Euphues and his England* [1580], in: *Sixteenth-Century English Prose* (Anm. 29), S. 348-356, hier: S. 353.

⁶⁴ Das mögen zwei Zitate veranschaulichen, die zeigen, dass es sich hier um einen eingespielten Topos handelt. In Bales *King John* (Anm. 9), S. 58, seufzt das allegorische England: „Alas, I had rather be underneath the Turk | Than under the wing of such a thief to lurk.“ Sir Walter Raleigh schreibt mit Blick auf die Spanier: „that the obedience euen of the Turke is easie and a libertie in respect of the slauerie and tyrannie of *Spaine*“ (Walter Raleigh: *A Report of Truth*

Es gab in der Tudor-Zeit aber noch eine andere Alteritäts-Erfahrung als die, die in der allgemeinen Konkurrenz europäischer Nationalkulturen oder in der Polarisierung gegen Staatsfeinde gründete. Außer den europäischen Nachbarn und den politischen Feinden rückten in diesem Jahrhundert die Exoten in das Bewusstsein der Engländer. Kein anderer Elisabethaner hat dazu so viel beigetragen wie Richard Hakluyt, der aus demselben patriotischen Eifer, mit dem Leland alte Steine umdrehte und historische Dokumente sammelte, ein monumentales Werk über alle greifbaren von Engländern unternommenen Expeditionen zusammenstellte. Mit seiner immensen Materialsammlung wollte er den Beweis dafür erbringen, dass die Reise- und Expeditionsleistungen Englands die „aller Nationen und Völker der Erde übertrifft“.⁶⁵ Noch entscheidender als der patriotische Gestus der Überbietung war dabei, dass er die Summe individueller und disparater Aktionen auf ein neues kollektives Zurechnungssubjekt mit dem Namen ‚England‘ überschrieb.

Man hat diese Reiseschilderungen nicht zu Unrecht als das Epos des neuzeitlichen Merkantilismus bezeichnet. In der Perspektive dieser Welteroberer gewann das Verhältnis von Identität und Alterität einen neuen historischen Akzent. Die Fremden, die jenseits Europas an der Peripherie sichtbar wurden, wurden weder als Nachbarn noch als Feinde wahrgenommen. Es waren Menschen, die von den Enden der Welt aus auf England als Zentrum blicken und die Macht und Größe dieser Nation bezeugen sollten. Handel und Kolonialisierung verträgt sich nicht mit wasserdichter Abschottung und Blockbildung, beides verlangt durchlässige Grenzen. Hakluyt, der die englische Nation nicht zufällig mit dem römischen Imperium verglich, beschrieb genau, was über diese Grenze wanderte. In der einen Richtung waren es die exotischen Rohstoffe und Schätze ferner Königreiche, in der anderen Richtung war es „der unvergleichliche Schatz der christlichen Wahrheit“: „For mine owne part, I take it as a pledge of Gods further fauour both vnto vs and them: to them especially, vnto whose doores I doubt not in time shalbe by vs caried the incomparable treasure of the trueth of Christianity, and of the Gospell, while we vse and exercise common trade with their merchants.“⁶⁶ Mit solchen Worten war eine neue Phase des englischen Nationalbewusstseins markiert. „This blessed plot, this earth, this realm, this England“⁶⁷ erlangte im Laufe des 16. Jahrhunderts durch den Bruch mit dem Papst seine politische Unabhängigkeit, entdeckte innerhalb des neuen europäischen Kräfteverhältnisses seine eigene Nationalkultur und antizipierte schließlich die Rolle einer kolonialen Weltmacht, ein Programm, dessen historische Erfüllung späteren Jahrhunderten vorbehalten war.

Wie jeder Nationalismus so ist auch der englische eine Variable je konkreter historischer Herausforderungen. Wenn wir uns zum Schluss gestatten, den Blick einmal über die selbstgesetzte Zeitgrenze hinüberschweifen zu lassen, dann wird sogleich etwas von dieser Variabilität sichtbar. Und zwar scheint das Wort ‚Nation‘ immer dann einen

of the Fight about the Isles of Açores, in: *Sixteenth-Century English Prose* [Anm. 29], S. 485-93, hier: S. 492).

⁶⁵ Richard Hakluyt: *The Principal Voyages, Traffiques, and Discoveries of the English Nation*, hg. von Edmund Goldsmid, 16 Bde., Edinburgh 1885, Bd. 1, S. 6.

⁶⁶ Ebd., S. 7.

⁶⁷ Shakespeare: *Richard II* (Anm. 5), S. 967 (II.1, 50).

neuen Akzent zu erhalten, wenn der Staat bestrebt ist, neue gesellschaftliche Bereiche unter seine Herrschaft zu zwingen. Das war der Fall im 16. Jahrhundert, als Heinrich VIII. die Kirche unter die Hoheit der Krone stellte. Das war der Fall im 17. Jahrhundert, als mit der Gründung der Royal Society die Bereiche der Sprache und der Wissenschaften unter staatliche Kontrolle gerieten; es ist wohl kein Zufall, dass der Historiograph dieser Institution, Thomas Sprat, gleich im ersten Teil seiner Geschichte von „our Nation“ und „the English Genius“ sprach.⁶⁸ Und das war der Fall, als im 18. Jahrhundert die *East India Company* die Verstärkung britischer Truppen erhielt und damit, folgeschwer, in Indien aus einer Handelsstation eine imperiale Militärbasis machte. Auch hier war wieder der Nexus von Alterität und Identität im Spiel, sei es durch Vorbild (die englische Akademie ist ein Ableger der französischen), sei es durch Konkurrenz (die Politik imperialer Expansion ist im Krieg gegen Frankreich geboren). Womit zuletzt noch einmal bestätigt wäre, dass sich unter dem Druck des Fremden das Eigene erhärtet.

⁶⁸ Sprat: *The History of the Royal Society* (Anm. 47), S. 112.

